

FRANZ NIKOLASCH

(HRSG.)

SYMPOSIUM
ZUR
GESCHICHTE VON MILLSTATT
UND KÄRNTEN
2017

FORSCHUNGSPROBLEME UND DIE FORSCHUNGSAKTUALITÄT DER KÄRNTNER
HERZOGSEINSETZUNG

PETER STIH..... 1

DAS GURKER DOMKAPITEL IN KLAGENFURT BIS ZUM JAHRE 1985

PETER G. TROPPER..... 14

FELIX VON LUSCHAN UND DIE ÖSTERREICHISCHE ANTHROPOLOGISCH-ETHNOGRA-
PHISCHE AUSSTELLUNG BEI DER PARISER WELTAUSSTELLUNG 1878

HUBERT SZEMETHY..... 25

OSKAR VON LUSCHAN, DER K.K. NOTAR UND EHRENBÜRGER VON MILLSTATT

ANGELIKA TUNIS..... 61

DIE ENTWICKLUNG DES SOMMERFRISCHETOURISMUS AN DEN GROSSEN KÄRNT-
NER SEEN VOM 19. BIS IN DIE 1. HÄLFTE DES 20. JHTS. – EINE VERGLEICHENDE STUDIE

WILHELM DEUER..... 69

MILLSTATT 1773 – 1922: VOM FISCHERDORF ZUM KURORT

GERHARD VON STAWA..... 84

FORSCHUNGSPROBLEME UND DIE FORSCHUNGSAKTUALITÄT DER KÄRNTNER

HERZOGSEINSETZUNG*

Peter Štih

Die zeitgenössische Geschichtsschreibung beschäftigt sich seit weit über einem Jahrhundert intensiv mit der Frage der Kärntner Herzogseinsetzung. In dieser Zeit ist eine fast unübersichtliche und kaum zu bewältigende Fülle von Forschungsarbeiten entstanden, gezeichnet von zahlreichen angesehenen und verdienstvollen Erforschern der Vergangenheit, die oft mit bewundernswerter Gelehrsamkeit und Scharfsicht versucht haben die mit der Einsetzung verbundenen Probleme zu lösen. Doch obwohl in dieser langen wissenschaftlichen Tradition und Diskussion so manches Problem gelöst worden ist, stehen noch immer für eine ganze Reihe von Grundfragen klare und eindeutige Antworten aus. Der Hauptgrund für diesen Zustand wird wohl mit den Quellen für die Einsetzung verbunden sein, bei denen es divergierende Ansichten über ihre chronologische Reihenfolge, ihr gegenseitiges Verhältnis und ihren Wert gibt. Diese unterschiedlichen Einschätzungen hatten sehr unterschiedliche Interpretationen der Zeremonie selbst, ihres Verlaufs und ihrer Entwicklung zur Folge.

Die Kärntner Herzogseinsetzung wird in über zehn mittelalterlichen Texten literarischer Natur erwähnt, auch einige Urkunden beziehen sich darauf. Bereits aus dem 15. Jahrhundert ist die erste Abbildung überliefert, bis zum heutigen Tag sind auch beide materiellen Denkmäler der Zeremonie erhalten – der Fürstenstein und der Herzogsstuhl. Allerdings sind unter allen diesen Quellen für die Kenntnis der Zeremonie selbst und ihre Rekonstruktion eigentlich nur drei bedeutend, die alle erst im Spätmittelalter, im 14. und 15. Jahrhundert entstanden bzw. in

* Ich bedanke mich bei Prof. Dr. Franz Nikolasch für die Einladung, auf dem Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten 2017 die mit der Kärntner Herzogseinsetzung verbundene Problematik vorstellen zu können. Ausführlicher behandelte ich diese Fragen in der Abhandlung *Die Kärntner Herzogseinsetzung zwischen Geschichte und Vorstellungen. Probleme ihrer Überlieferung, Entwicklung und ihres Verlaufs sowie der Rezeption bei den Slowenen*, die in Sabine Nikolay, *Der Kärntner Fürstenstein im Bild. Darstellungen eines europäischen Reichtdenkmales. Mit Beiträgen von Heinz Dopsch und Peter Štih (Klagenfurt/Celovec – Ljubljana/Laibach 2010) S. 261–299* veröffentlicht wurde, die auch als Grundlage für mein Millstätter Referat diente. Die darin vorhandenen Anmerkungen enthalten auch die gesamte Dokumentation zu den Quellen und zur Literatur. Ich möchte noch darauf hinweisen, dass das immer noch als Grundwerk geltende Buch über die Kärntner Herzogseinsetzung des slowenischen Historikers Bogo Grafenauer *Die Kärntner Herzogseinsetzung (Dela I. razreda Slovenske akademije znanosti in umetnosti 40 – Zbirka Zgodovinskega časopisa 49, Ljubljana 2016) 569 S.* seit 2016 in deutscher Übersetzung verfügbar ist. Grafenauers Werk bietet noch immer den vollständigsten Überblick über die Quellen zum Thema und deren gründlichste (Text-)Kritik. Grafenauer behandelte darin kritisch auch die gesamte Literatur über die Einsetzung, die bis 1950 erschienen war. Die Werke, die nach diesem Jahr veröffentlicht wurden, sind in der Bibliographie in Anmerkung 21 des Vorwortes zur deutschen Ausgabe Grafenauers Buches enthalten.

der heute bekannten Form niedergeschrieben wurden. Diese drei Quellen sind: die Reimchronik Ottokars aus der Gaal, entstanden zwischen 1306 und 1308, in der der steirische Ritter die Einsetzung des Grafen Meinhard II. von Tirol-Görz zum Herzog von Kärnten im Jahre 1286 beschrieben hat. Meinhards Einsetzung hat in zwei nicht identischen Fassungen bzw. Rezensionen auch Johannes von Viktring in seinem berühmten und um 1340 entstandenem *Liber certarum historiarum* beschrieben. Dazu hat der Viktringer Abt auch die Einsetzungen der ersten zwei Habsburger, Otto des Fröhlichen aus dem Jahr 1335 und seines Bruders Albrechts II. des Lahmen aus dem Jahr 1342 kurz beschrieben. Dritte Quelle ist der Einschub im Schwabenspiegel über die Rechte des Herzogs von Kärnten, der in zwei Handschriften und zugleich zwei nicht identischen Fassungen aus dem 14. und 15. Jahrhundert überliefert ist. Hier ist aber keine konkrete Einsetzung beschrieben, sondern die Zeremonie im Allgemeinen.

Die Beschreibungen der Einsetzung in den drei erwähnten Quellen unterscheiden sich ziemlich voneinander und die Geschichtsschreibung hat sie auch sehr unterschiedlich bewertet. Einmal wurde der einen, dann wieder einer anderen größerer Wert beigemessen, außerdem wurden sie chronologisch unterschiedlich eingeordnet und folglich Entwicklung und Wandlung der Zeremonie auch unterschiedlich gedeutet. Ernst Klebel meinte z. B., alle drei Quellen hätten ein und dieselbe Vorlage: jede auf ihre Art sollen sie die bei Johannes von Viktring erwähnte Beschreibung zusammengefasst haben, die Meinhard 1286 auf Burg Tirol mitgenommen haben soll. Andere, beginnend mit Hans Voltelini und Karl Torggler, sahen im Einschub im Schwabenspiegel eine Fälschung des Spätmittelalters, die für die Erforschung der Einsetzung wertlos sei. Derselben Meinung war auch Karl Rauch, der die Entstehung des Einschubs mit den politischen Ansprüchen Rudolfs IV., des Stifters, in Zusammenhang brachte. Der Einschub sollte beweisen, dass der Herzog von Kärnten der höchste Reichsjägermeister sei. Rudolf IV. hätte sich auf diese Weise das fünfte Reichserzamt sichern wollen, womit er sowohl sein Recht auf den Erzherzogtitel begründet als sich auch einen Rang unmittelbar hinter den Kurfürsten und vor den übrigen Fürsten des Reiches gesichert hätte. So wie das *Privilegium maius* soll auch der Schwabenspiegeleinschub eine Zweckschöpfung gewesen sein.

An die Untersuchungen von Rauch knüpft auch Ulrich Steinmann an, der aber dem Schwabenspiegeleinschub doch einen gewissen Wert zuerkennt: der Teil, der vom Herzog von Kärnten als Reichsjägermeister spricht, soll zwar nur wegen Rudolfs politischen

Ansprüchen entstanden sein. Andererseits sieht er im Teil, der von der dreimaligen Umrundung des Fürstensteins durch den zu Pferd sitzenden Herzog berichtet, eine Schilderung des tatsächlichen Verlaufs der Zeremonie, wie sie anlässlich der Einsetzung von Herzog Albrecht II. im Jahre 1342 stattgefunden habe; wegen seiner Lahmheit sei er nicht imstande gewesen, selber den Stein zu besteigen und das Schwert zu schwingen. In derselben Weise soll danach 1360 auch Rudolf IV. eingesetzt worden sein, dessen Bauertracht damals Jägerzusätze erhalten habe; damals soll auch der Herzogsstuhl seine heutige Gestalt erhalten haben. Laut Steinmann war es Rudolf, der den östlichen Herzogsitz einrichten ließ, in dessen Lehne die Inschrift *RVDOLPHVS DVX* eingemeißelt sei. Der aus römischen Spolien zusammengesetzte neue Herzogsitz sollte seinen »antiken Charakter« und damit die geschichtliche Legitimität betonen: so wie Rudolf versucht habe, seine besondere Herzogsstellung auf »antiken« Urkunden von Cäsar und Nero zu begründen, habe er seinen Kärntner Thron aus antiken Überresten zusammensetzen lassen.

Laut Steinmann wäre also der Schwabenspiegeleinschub wohl anlässlich der Einsetzung von Rudolf IV. zum Herzog von Kärnten 1360 entstanden und sei damit die jüngste unter den drei wichtigsten Quellen, während Ottokars Bericht die älteste und deshalb fundamentale Quelle sein soll. Zu völlig gegensätzlichen Ergebnissen kam dagegen Bogo Grafenauer. Aufgrund einer eingehenden Textkritik beider Fassungen des Schwabenspiegeleinschubs, die er textkritisch auch mit dem Bericht von Ottokar aus der Gaal verglichen hat, folgerte Grafenauer, dass der Einschub die älteste Quelle für die Kärntner Herzogseinsetzung sei, die auch Ottokar als Quelle gedient habe. Die Vorlage des Einschubs soll nach Grafenauer aber bereits im 11. Jahrhundert entstanden sein. Sein Fazit: In dem Einschub bzw. in der Vorlage des Einschubs soll eine wesentlich ältere Phase der Zeremonie dargestellt sein als die von Ottokar aus der Gaal und Johann von Viktring beschriebene und zwar eine Phase, in der die Zeremonie noch weitgehend Elemente aus der karantanischen Zeit enthielt.

Ähnlich meinte auch Ljudmil Hauptmann, die Vorlage des Einschubs müsse schon vor dem zweiten Drittel des 12. Jahrhunderts entstanden sein. Doch im Gegensatz zu Grafenauer meinte Hauptmann, die ursprüngliche Vorlage sei später stark umgearbeitet worden. Deshalb sei aus dem Einschub alles zu streichen, was sich auf den Herzog von Kärnten als Reichsjägermeister bezieht wie auch der Passus, die Edlinger hätten das Recht, den königlichen Kandidaten in dieses Amt zu wählen oder ihn zurückzuweisen.

Der Ansicht von Hauptmann, der Schwabenspiegeleinschub könne nur bis zu einem gewissen Ausmaß als Quelle für die Kärntner Herzogseinsetzung dienen, schloss sich neuerdings auch Hans-Dietrich Kahl an. Er meinte, dass wir es im Schwabenspiegeleinschub mit wenigstens zwei Textschichten zu tun haben. Diejenige, die den Verlauf der Einsetzungszeremonie am Fürstenstein mit dem Ritt um den Stein betrifft, könnte auf die karantanische Tradition hinweisen, während das Verfahren der Herzogswahl selbst eine andere Schicht darstellt, deren Entstehung an die Zeit des Investiturstreites im letzten Viertel des 11. Jahrhunderts gebunden sei. Kurz gesagt geht es darum, dass gemäß der Beschreibung im Schwabenspiegeleinschub Kärnten ein Wahlherzogtum hätte sein müssen, in dem der neue Herzog nur nach dem Grundsatz der Idoneität gewählt wurde. Die Idoneität ist allerdings ein Grundsatz des kanonischen Rechts, den die römische Kurie zu Lasten von Heinrich IV. auch bei der Wahl des deutschen Königs durchzusetzen versuchte. Das ist ein Zusammenhang, in dem auch diejenigen Teile des Schwabenspiegeleinschubs entstanden sein könnten, die das Verfahren der Wahl des neuen Herzogs von Kärnten betreffen.

Die Ansichten über den Stellenwert des Schwabenspiegeleinschubs in der Abfolge der Quellen für die Kärntner Herzogseinsetzung sind demnach sehr divergierend; Ähnliches gilt allerdings auch für die Beschreibungen der Einsetzung von Graf Meinhard II. von Görz-Tirol im Jahr 1286 bei Ottokar aus der Gaal und bei Johann von Viktring. Paul Puntschart wertete Ottokars Beschreibung als sehr unzuverlässig. Viel glaubwürdiger erschien ihm Johannes von Viktring, der der Einsetzung von 1335 und/oder 1342 beigewohnt habe und den er als Maßstab nimmt.

Ähnlich wie Puntschart bezeichnete auch Bogo Grafenauer Ottokars Werk als sehr unzuverlässig und mit vielen Fehlern behaftet. Aufgrund der Textkritik konnte er aber auf zwei Dinge hinweisen: erstens, dass Ottokar als Vorlage seiner Einsetzungsbeschreibung den Schwabenspiegeleinschub verwendete, der folglich vor dem Werk Ottokars entstanden sein muss, und zweitens, dass Johannes von Viktring in seiner Beschreibung der Einsetzung Meinhardts teilweise Ottokar folgt. Auch Ljudmil Hauptmann stellte fest, dass Johannes von Viktring Ottokars Bericht gekannt hat, allerdings habe er sich nicht an dessen Beschreibung gehalten. Die Darstellung bei Johannes von Viktring soll in der Tat eher der Zeremonie bei der Einsetzung der ersten Habsburger entsprechen, während Ottokars Beschreibung die Zeremonie bei der Einsetzung von Meinhard getreuer wiedergebe. Hauptmann hat damit Ottokar weitgehend rehabilitiert, noch betonter tat das später auch Ulrich Steinmann. Seines

Erachtens beschreibt nur Ottokar die Einsetzung von Meinhard 1286, während Johannes von Viktring die anlässlich der Einführung des neuen Herzogshauses der Habsburger 1335 eingetretenen Veränderungen wiedergibt und der Einschub des Schwabenspiegels als jüngste Quelle wieder einzelne Neuheiten enthalte, welche die Zeremonie bis 1360 erlebt habe.

Das Bild der Einsetzungszeremonie und ihre Entwicklung im Laufe der Zeit hängen also in erster Linie vom Wert ab, den man einer einzelnen Quelle beimessen kann und ihrem Stellenwert in der Abfolge und Chronologie der Quellen. Die Ansicht von Steinmann, der Schwabenspiegeleinschub sei die jüngste Quelle, welche die Zeremonie in der Zeit von Albrecht II. und möglicherweise noch Rudolf IV. beschreibt, scheint wenig überzeugend. Seine größte Schwäche ist es, dass es ihm nicht gelungen ist, die Ergebnisse der Quellentextkritik von Grafenauer, nach der der Schwabenspiegeleinschub vor der Beschreibung Ottokars entstanden sein muss, zu widerlegen. In dieser Hinsicht hat sich bis heute, also fünfundsiebzig Jahre nach dem Erscheinen des Buches von Grafenauer und fünfzig Jahre seit dem Erscheinen der Abhandlung von Steinmann, überhaupt nichts geändert. Und solange es der Kritik nicht gelingen wird, die Analysen von Grafenauer zu entkräften, ist der Forschungsstand eben so, dass der Schwabenspiegeleinschub in der Abfolge der drei wichtigsten Quellen für die Herzogseinsetzung an die erste Stelle zu setzen ist.

Nicht gerade überzeugend wirkt jedoch die Beweisführung von Grafenauer, dass die Vorlage des Einschubs schon aus dem 11. Jahrhundert stammen müsse. Für diese Ansicht spricht kein schlüssiges Argument. Übrigens war sich dieser Tatsache auch Grafenauer selbst bewusst, der in einer Diskussion mit Manfred Hellman seine Ansicht als bloße Hypothese bezeichnete. Ein hohes Maß an Skepsis scheint auch bei der Ansicht von Grafenauer angesagt, dass der Einschub bzw. seine vermutlich aus dem 11. Jahrhundert stammende Vorlage eine Beschreibung der Wahl des neuen Herzogs bringt, »die derjenigen, die in der Zeit der karantanischen Selbstständigkeit eingebürgert war, sehr nahe kommt.«

Nach der Beschreibung im Schwabenspiegeleinschub soll Kärnten ein Wahlherzogtum gewesen sein, wo der neue Herzog ausschließlich nach dem Würdigkeitsgrundsatz gewählt wurde und der für die Feudalgesellschaft völlig ungewöhnliche Kreis der Wahlberechtigten auf die Edlinger beschränkt ist. Dass das so beschriebene Verfahren einen völligen Fremdkörper in der feudalarrechtlich organisierten Gesellschaft des mittelalterlichen Kaiserreichs darstellt, steht schon lange fest. Die Anomalie wurde deshalb entweder als

Fälschung bezeichnet oder mit Auswirkungen der einstigen karantanischen Ordnung, die im Verfahren bei der Wahl des neuen Herzogs überlebten, erklärt. Aber in der *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*, die als einzige Quelle über die Art und Weise der Einsetzung eines neuen Fürsten bei den Karantanen berichtet, findet sich keine Stütze für die Ansicht, Karantanien sei ein Wahlfürstentum gewesen. Gerade umgekehrt, aus der *Conversio* ist die Erblichkeit der Fürstenwürde innerhalb einer Familie zu entnehmen. Diese war allerdings bereits eingeschränkt durch die Genehmigung seitens des Frankenkönigs.

In Karantanien erteilte also der Frankenherrscher sein Einverständnis zur Einsetzung eines neuen Fürsten, bevor diesem die Karantanen ihrerseits die Macht übertrugen. Laut dem Einschub sollen jedoch die Edlinger den Kandidaten des Herrschers zuerst gewählt bzw. bestätigt haben, dann erst soll er vom König mit dem Herzogtum belehnt und damit auch seitens des Reichs legitimiert worden sein. Ganz offensichtlich kann das im Schwabenspiegel-Einschub geschilderte Verfahren nicht als Überrest der karantanischen Ordnung erklärt werden, denn es ist keine Möglichkeit zu erkennen, dass Karantanien in der Zeit nach der völligen staatsrechtlichen Eingliederung in das Frankenreich im Anschluss an die Einführung der Grafschaftsverfassung, hätte seine Rechte zu Lasten des Herrschers ausbauen können. Und zwar so dass der König nicht mehr entscheiden sondern nur noch vorschlagen hätte können. Und das sogar derart, dass der Wahlkörper, der über seinen Kandidaten zu entscheiden hätte, aus Bauern bestünde. Die Wahrscheinlichkeit, dass der Einschub über die Wahl des Herzogs nicht glaubwürdig ist, scheint jedenfalls viel größer als die Möglichkeit, dass eine alte karantanische Ordnung widergespiegelt wird.

Anders steht es um die Beschreibung der Zeremonie selbst im Einschub. Die dreimalige Umkreisung des Fürstensteins zu Pferd durch den in eine Bauern- oder Jagdtracht gekleideten Herzog könnte jedenfalls die älteste bekannte Form der Zeremonie sein. Auf ihr Alter weist die aktive Teilnahme des gesamten Volkes an der Zeremonie hin, das in slawischer Sprache das *Kyrie eleison* sang und Gott dafür dankte, dass er ihm einen Fürsten nach dem Willen des Volkes gegeben habe. Eine vorzügliche Parallele dazu liefert der Bericht des Cosmas von Prag über die Einsetzung von Břetislav I. zum Böhmenfürsten im Jahre 1034, wo das anwesende Volk genauso *Kyrie eleison* ausrief.

Diese Form der Zeremonie, die den Herzogbauern noch nicht kennt, scheint jedoch spätestens um das dritte Viertel des 13. Jahrhunderts nicht mehr gebräuchlich gewesen zu sein. An ihre

Stelle war die Zeremonienform getreten, nach der 1286 Graf Meinhard II. von Tirol-Görz als Herzog eingesetzt wurde und der, wenn man aufgrund des Gesagten urteilt, Ottokar noch am nächsten gekommen ist. Das Volk hatte seine Rolle eingebüßt, an seine Stelle war der Herzogbauer getreten, in dessen Familie dieses Amt schon 1286 erblich war. Der neue Herzog wurde auch nicht mehr hoch zu Pferd um den Fürstenstein herumgeführt, er wurde eingesetzt, indem der Herzogbauer ihm den Fürstenstein überließ, nachdem der Herzog, einen Stier und ein Pferd führend, vor ihm erschienen war.

Wie im Schwabenspiegeleinschub fand auch bei Ottokar die ganze Zeremonie an einem einzigen Schauplatz statt: auf dem Zollfeld bei Maria Saal, auf einem Stein, in dem *eingesidel* eingemeißelt ist. Dieser Beschreibung des Fürstensteins bei Ottokar entspricht sachlich nur der heutige Westsitz, also der Pfalzgrafensitz des Herzogsstuhls, der aus einem Steinblock mit eingemeißeltem Sitz besteht. War der heutige Westsitz des Herzogsstuhls die ursprüngliche Stätte der Einsetzung? Wenn ja, stand er schon ursprünglich an der heutigen Stelle? Oder hat Ottokar irrtümlicherweise die am Fürstenstein stattfindende Zeremonie auf den Herzogsstuhl verlegt, was aufgrund der späteren Beschreibung des Johannes von Viktring schon traditionell angenommen wird. Auf jeden Fall ist heute die Frage, an welchem Standort bzw. an welchen Standorten vor dem 14. Jahrhundert die Herzogseinsetzung stattfand und seit wann sowohl der Fürstenstein als auch der Herzogsstuhl in die Zeremonie einbezogen waren, eine viel offenere Frage als man vor einiger Zeit gemeint hat. Fest steht nur, dass der Fürstenstein bei der Karnburg erstmals völlig eindeutig erst bei Johannes von Viktring erwähnt wird und zugleich erstmals davon der Herzogsstuhl unterschieden wird, während die Existenz von zwei Sitzen am Herzogsstuhl erst bei der letzten Einsetzung im Jahr 1414 eindeutig belegt ist.

Im Gegensatz zur traditionellen Ansicht ist es also durchaus möglich, dass es beim Antritt des neuen Herrscherhauses im Jahre 1335 zu einer einschneidenden Änderung in der Zeremonie gekommen ist, die laut Steinmann auch mit der Übertragung des bäuerlichen Teils der Zeremonie vom Steinblock (dem späteren Westsitz des Herzogsstuhls) auf den Fürstenstein bei der Karnburg verbunden wäre. Diese abgeänderte und bei der Einsetzung von Herzog Otto dem Fröhlichen erstmals praktizierte Zeremonienform soll dann Johannes von Viktring, wohl auf die Einsetzung von Meinhard von Tirol-Görz angewandt, beschrieben haben. Außer der möglichen Übertragung des bäuerlichen Zeremonienteils zur Karnburg, bestanden die Abänderungen in erster Linie in der Teilung in zwei Akte von denen der zweite, feudale, auf

dem Herzogsstuhl stattfand. Neue Züge habe auch der bäuerliche Teil der Zeremonie erhalten, wo der auf dem Fürstenstein sitzende Herzogbauer von allem Anfang an die beiden Tiere hielt, die ihm später geschenkt werden sollten. Außerdem wurden die Fragen nicht mehr vom Gefolge des Herzogs beantwortet, sondern von den Besitzern des Herzogbauern, schließlich ist an die Stelle des Schwures des Herzogs und seiner vier Gefolgsleute das Schwertschwingen getreten.

Trotz der Vielzahl von offenen Fragen, die hier nur angedeutet werden konnten, kann man zusammenfassend feststellen, dass die Zeremonie im Laufe der Geschichte zahlreiche Änderungen erlebt hat, die einerseits einen Bruch mit der alten Tradition darstellten, andererseits jedoch eine neue erschufen. Mit den Änderungen wandelten sich auch Sinn und Bedeutung der einzelnen symbolischen Handlungen wie auch die Rolle der einzelnen Akteure der Zeremonie.

Dabei war der erste, »bäuerliche« Teil der Zeremonie am Fürstenstein am wichtigsten. Indem der Herzogbauer, der ein Edlinger war, dem neuen Herzog als seinesgleichen – das legte nämlich die Bauerntracht des Herzogs nahe – den Fürstenstein als Symbol der Macht in Kärnten überließ, übergab er ihm symbolisch die Macht im Herzogtum. Gerade wegen dieses Teils der Zeremonie konnte Piccolomini bald nach der Mitte des 15. Jahrhunderts notieren, es handle sich um einen ganz außerordentlichen und einmaligen Festakt, was nach ihm viele Verfasser wiederholten. Wegen dieses, für das Spätmittelalter bereits archaischen Teils der Zeremonie, der den Vorstellungen und der Denkweise der damaligen Menschen keineswegs entsprach, fanden die Gefolgsleute des 1335 eingesetzten Herzogs Otto des Fröhlichen die Zeremonie schon »lächerlich« und ein »Spiel«. Diese Bemerkung von Johannes von Viktring deutet an, dass die Gefolgsleute des Habsburger Herzogs die Verkleidung des Fürsten in Bauerntracht und die symbolische Übernahme der Herzogsmacht in Kärnten aus Bauernhänden herabwürdigend und verhöhrend fanden. Wegen der Bedeutung der Einsetzung für die Legitimation der Herzogsmacht der Habsburger in Kärnten oder für ihre politischen Ansprüche im Rahmen des Reiches haben aber die Habsburger bis zu Ernst dem Eisernen nicht darauf verzichtet. Erst dessen 1440 zum römischen König gewählter Sohn Friedrich bemühte sich, die in seinen Augen für seine Königswürde herabwürdigende Zeremonie zu umgehen. In Verhandlungen mit den Kärntner Landständen erreichte er 1443, dass er von der Zeremonie befreit wurde und dass man sich mit einer Erbhuldigung begnügte.

Damit wurde die Zeremonie am Fürstenstein endgültig begraben, obwohl damals das wohl keinem bewusst war.

Die vom Gefolge Herzog Ottos 1335 als lächerlich und als Spiel betrachtete Zeremonie und gut ein Jahrhundert später von Aeneas Silvio Piccolomini als ganz außerordentlich bezeichnet, erregte im Spätmittelalter in erster Linie wegen ihrer Abweichung von den Normen, Vorstellungen und Denkweisen der Zeit Aufsehen. Die Zeremonie, in der der Edlingerbauer dem neuen, ebenfalls in Bauerntracht gekleideten Herzog symbolisch die Macht im Herzogtum Kärnten übergab, war ausserhalb aller Normen, etwas völlig Ungewöhnliches, das keineswegs im Rahmen der Feudalgesellschaft und ihrer Investiturauffassung hätte entstehen können.

Die bäuerlichen Elemente der Einsetzungszeremonie im Spätmittelalter legen deren hohes Alter und ihren Ursprung in vorfeudaler Zeit nahe. Unter verschiedenen Ansichten, die den Ursprung der Zeremonie in der gotisch-langobardischen Zeit, dem slawischen Karantanien, im fränkischen 9. Jahrhundert und nicht zuletzt sogar in der keltischen Zeit suchten, scheint diejenige, die die Anfänge der Zeremonie mit der Fürstenwahl in Karantanien in Verbindung bringt, am plausibelsten. Zu beweisen ist das zwar nicht, doch gibt es auch keine bessere Alternative. Dafür sprechen etliche Elemente. Erstens die slawische Sprache der Zeremonie: der Dialog zwischen dem Herzogbauern und seinen Beisitzern bzw. dem Gefolge des neuen Herzogs fand am Fürstenstein in der slawischen Sprache statt; in dieser Sprache sang seine Lobgesänge auch das Volk, solange es eben in der ältesten Phase an der Zeremonie aktiv teilnahm. Wenn wir uns die Frage stellen, wann die Einsetzungszeremonie diesen slawischen Sprachzug bekommen konnte, dann liegt die Antwort an der Hand, denn nur in Karantanien war die slawische Sprache die Sprache der Macht.

Den karantanischen Ursprung der Zeremonie legen auch Parallelen mit anderen slawischen Völkern nahe, von denen wenigstens einige ihre Fürsten ähnlich einsetzten. Dazu ist aber festzuhalten, dass es keine slawische Eigenheit gewesen ist, denn zumindest Steine mit einer ähnlichen Funktion, wenn schon nicht Zeremonien, kommen auch anderswo in Europa vor, insbesondere im irisch-schottischen und angelsächsischen Raum. Am stärksten ausgeprägt sind die Parallelen mit den Tschechen, die bis zum 13. Jahrhundert ihren Fürsten aus dem Haus der Přemysliden die Macht auf einem Steinthron übergaben, der ebenfalls im politischen Zentrum des Fürstentums stand, in der Burg von Prag.

Eines der Hauptargumente für den Ursprung der späteren Kärntner Herzogseinsetzung in der Zeremonie, mit der die Karantanen ihren Stammesfürsten die Macht übergaben, sehen mehrere Forscher in der *Conversio Bagoariorum et Carantanorum*. Der Bericht im berühmten 4. Kapitel, die Karantanen hätten nach Boruths Tod Cacatius als Fürsten eingesetzt und nach seinem Tod hätten dieselben Völker die Fürstenwürde Cheitmar anvertraut, werden meist als klarer Hinweis auf die Einsetzungszeremonie und zugleich als ältester Bericht von der Einsetzung betrachtet. Dabei gilt es doch darauf hinzuweisen, dass dem Bericht zwar zu entnehmen ist, dass die Karantanen in der Endphase ihrem Fürsten die Gewalt übergeben haben, doch besagt das nicht zugleich, wie das geschehen ist. Deshalb kann man aufgrund der Diktion selbst (*fecerunt, dederunt*) nicht behaupten, dass die Form dieser Legitimation schon die Einsetzung gewesen wäre. Erst wenn man diesen Bericht mit den bereits erwähnten Indizien und Gründen vergleicht, die darauf hinweisen, dass der Ursprung der Einsetzung bei den Karantanen im Rahmen ihrer gentilen Ordnung zu suchen ist, erscheint es wahrscheinlich, dass in der *Conversio* mit den beschriebenen Handlungen die Zeremonie gemeint ist, mit der die politisch rechtsfähigen Karantanen die Gewalt ihres neuen Fürsten legitimierten, indem sie ihn auf dem Fürstenstein einsetzten. Dabei ist wieder nicht zu beweisen, dass die verkehrt in den Boden gerammte Basis einer römischen Säule, die wohl aus dem römischen Virunum stammt, in der Tat schon im Frühmittelalter das Symbol der Macht bei den Karantanen und damit mit Herwig Wolframs Worten »das älteste nachantike Herrschaftszeichen, das auf österreichischem Boden verwendet wurde und erhalten blieb« war.

Wenn man noch bedenkt, dass die Zeremonie im Raum des Zollfeldes stattfand, gerade in jenem Bereich, der für Karantanien und die Karantanen namengebend war und das politische und sakral-religiöse Zentrum des Stammesfürstentums der Karantanen bildete, dass die Zeremonie außerdem mit dem karantanischen Frühmittelalter auch durch die Edlinger verbunden ist, aus deren Reihen der Herzogsbauer kam, und dass schließlich der Ursprung der Einsetzung schon von Johannes von Viktring mit Karantanien in Verbindung gebracht wurde, kann man mit großer Wahrscheinlichkeit feststellen, dass schon die Karantanen im 8. Jahrhundert ihren Fürsten mit einer Zeremonie eingesetzt hatten, die uns in einer viel späteren und zweifellos schon sehr abgeänderten, möglicherweise kaum noch erkennbaren Form überliefert ist.

Wenn man bedenkt, dass es laut dem Bericht von Johannes von Viktring schon 1335 nicht möglich war, die Zeremonie, die zum letzten Mal ein halbes Jahrhundert davor stattgefunden hatte, nach altem Brauch zu rekonstruieren und durchzuführen, da in der Zwischenzeit viel vergessen worden war, dann führt, wie schon Otto Brunner betont, jede Suche nach der ursprünglichen Form ins Bodenlose. Besonders weil die Kontinuität der Zeremonie und ihrer Überlieferung vom Frühmittelalter an keineswegs gesichert ist und durchaus anzunehmen ist, dass sie wiederholt unterbrochen wurde und dass diese Unterbrechungen im schlechtesten Fall sogar Jahrhunderte gedauert haben können. Der erste namentlich bekannte Herzog von Kärnten, für den die Einsetzung ganz unzweideutig verbürgt ist, war nämlich erst Meinhard II. im Jahre 1286. Mit hoher Wahrscheinlichkeit gilt das auch für den Spanheimer Hermann, der 1161 Herzog von Kärnten wurde, obwohl man aus dem Bericht schließen könnte, dass die ganze Zeremonie in stark improvisierter Form und nicht »nach altem Brauch« stattgefunden haben muss: als Einsetzender tritt der kaiserliche Notar Burkhard auf, der von Friedrich Barbarossa eine entsprechende Vollmacht erhalten hatte; die Einsetzung fand nur am Herzogsstuhl statt und hatte offensichtlich (nur) den Charakter einer feudalen Handlung. Übrigens ist es bis zum Erscheinen der Habsburger 1335 für keinen anderen Herzog von Kärnten belegt, dass er eingesetzt worden wäre! Außerdem gilt es auch die hundertfünfzig Jahre zwischen 828 (Abschaffung der heimischen Fürsten und Einführung der Grafschaftsverfassung) und 976 (Erhebung zum Herzogtum) zu berücksichtigen, als Karantänien formell kein selbstständiges Fürstentum war, was sich auch auf die Zeremonie selbst ausgewirkt haben kann.

Die Zeremonie musste folglich die Jahrhunderte überbrücken, in denen man offensichtlich mit Brüchen in der Kontinuität und auch in der Überlieferung selbst zu rechnen hat. Wie das der Fall der Habsburger nahelegt, können diese Änderungen schon durch dynastisch-politische Gründe, aber auch durch breitere allgemeingeschichtliche Faktoren bedingt gewesen sein. Hier gilt es zunächst die Christianisierung zu bedenken, die nicht nur der Grund dafür war, dass die Zeremonie neue Inhalte erhalten konnte, sondern auch, dass das Aufkommen eines neuen Glaubens vielleicht die Abschaffung der alten heidnischen Sakralelemente der Zeremonie bewirkte. Auch die vollständige Integration Karantaniens in das Frankenreich und seine Rechtsordnung mit der Einführung der Grafschaftsverfassung 828 kann kaum ohne Auswirkungen für die Überlieferung der Zeremonie über die Bühne gegangen sein; eine ähnliche epochale Wende in der Geschichte von Kärnten bedeutete die Erhebung zum Herzogtum. Von da an kamen allmählich fremde Herren ins Land, bei denen die Legitimität

der Herzogswürde auf der feudalen Belehnung seitens des Königs begründet war; deshalb hatten sie eine ganz andere Rechtsstellung als die früheren Kandidaten für die Fürstenwürde in Karantanien. Entsprechend anders mussten sie auch die Zeremonie perzipieren, die, wenn sie sich ihr überhaupt unterwarfen, ganz andersartige Bedeutungsakzente bekommen haben kann. Einen bedeutenden Einfluss auf die Überlieferung musste auch die Art ihrer Weitergabe haben. Die Möglichkeit einer schriftlichen Festlegung ist vor dem Hochmittelalter nicht vorauszusetzen. Die Aufzeichnung von weltlichen Rechtstraditionen setzt meist erst im 13. Jahrhundert ein und hatte eher privaten als offiziellen oder sogar protokollarischen Charakter. In diesem Zusammenhang werden wohl auch die beiden anonymen Schwabenspiegel-Einschübe aus dem 14. und 15. Jahrhundert entstanden sein, die ihrerseits durch komplizierte Probleme textkritischer Natur belastet sind. Ob es daneben im 13. Jahrhundert noch eine ähnliche Niederschrift des Einsetzungsverfahrens für den Herzog von Kärnten gegeben hat, die Meinhard nach seiner Einsetzung auf die Burg Tirol mitgenommen hätte, erscheint fragwürdig. Auf jeden Fall muss die Zeremonienüberlieferung Jahrhunderte lang mündlich tradiert worden sein.

Aus allen diesen Gründen ist kaum zu erwarten, dass uns die aus dem Spätmittelalter überlieferte Zeremonie Aufschluss geben könnte darüber, wie die Zeremonie in der vermutlichen Entstehungszeit ausgesehen hat, als sie in Karantanien noch eine reelle rechtspolitische Bedeutung hatte. Aus demselben Grund des geschichtlichen Wandels ist aber umgekehrt auch nicht zu erwarten, dass entweder die altslawischen oder die steppennomadischen oder germanischen oder sogar irisch-angelsächsischen Traditionen den Schlüssel zum Verständnis der Bedeutung der symbolischen Handlung bei der Zeremonie im Spätmittelalter liefern könnten.

Zum Schluss kann man sagen, dass die Kärntner Herzogseinsetzung trotz der mehr als ein Jahrhundert dauernden Forschungen noch immer ein aktuelles historiografisches Problem ist, das mit zahlreichen Unklarheiten und offenen Fragen und gleichzeitig mit beschränkten Möglichkeiten für dessen Lösung belastet ist. Zugleich sind die Einsetzung und insbesondere der Fürstenstein als ihr zentrales materielles Artefakt aufgrund ihrer symbolischen Bedeutung noch immer ein sehr aktuelles, sogar tagespolitisches Thema. Aber abgesehen von alledem behalten sowohl die Einsetzung als auch der Fürstenstein ihre geschichtliche Einmaligkeit und können einen großen Aussagewert auch für den heutigen Tag haben, nur ihre Rolle muss im Einklang mit der Zeit betrachtet werden, in der sie praktiziert wurden. Nämlich, als im

Spätmittelalter seine Beschreibungen entstanden sind, war die Einsetzung für das Land Kärnten, für sein Selbstverständnis und das Landesselbstbewusstsein von zentraler Bedeutung. Nur das Land konnte nämlich einen neuen Herzog legitimieren, was zum einen durch die mit dem Gebrauch der slawischen Sprache verbundenen Vorgänge im bäuerlichen Umfeld beim Fürstenstein stattfand, zum anderen durch die davon deutlich abgehobenen Vorgänge beim Herzogstuhl, die eher zeitgemäßen Erbhuldigungen entsprachen. Die mit der slowenischen Sprache verbundene Zeremonie am Fürstenstein machte die Kontinuität mit Karantanien und damit das hohe Alter des Landes bewusst, worauf schon Johannes von Viktring hingewiesen hat. Die Zeremonie, in der beide Landessprachen verwendet wurden und in die alle Gesellschaftsschichten einbezogen waren vom Bauern bis zum Herzog, generierte, wie von Winfried Stelzer hingewiesen wurde, ihrerseits auf symbolischer Ebene das Landesbewusstsein und verband das Land in einer einmalig dastehenden Weise. Gerade wegen dieses geschichtlichen Zusammenhanges hat der Fürstenstein, der zwar zweifelsohne ein Denkmal der Kärntner und nicht der slowenischen Vergangenheit ist, jede Möglichkeit, in den Zeiten des neuen europäischen Zusammenschlusses das zu werden, was er einmal schon gewesen ist: ein Symbol der gemeinsamen und unteilbaren Geschichte, die durch die Teilungen des 19. und 20. Jahrhunderts unserer Erinnerung entglitten ist. Inwiefern diese Möglichkeit genutzt wird, hängt allein von uns und unserer Fähigkeit ab, sich, wie Helmut Rumpler sagen würde, „die verlorene Geschichte“ ins Gedächtnis zurückzurufen.

Das Gurker Domkapitel in Klagenfurt bis zum Jahre 1985

Peter G. Tropper

Man kennt in Kärnten, in der Diözese Gurk, das bischöfliche Gurker Ordinariat, man kennt das Bistum Gurk als Wirtschaftsbetrieb des Gurker Bischofs, aber die Einrichtung des Gurker Domkapitels ist in Kärnten eher unbekannt.

Die Ursprünge des Gurker Domkapitels liegen in der Einführung des gemeinsamen Lebens der Kleriker an der Bischofskirche zu Gurk, die im Jahr 1123 durch den Gurker Bischof Hiltebold in analoger Form zum Salzburger Vorbild erfolgte. Hier hatte Erzbischof Konrad I. 1122 ein Kapitel errichtet, dessen Angehörige verpflichtet waren, nach der Regel des hl. Augustinus zu leben. In der Folge entwickelte sich in Gurk ein Augustiner-Chorherrenstift, dessen Mitglieder aus dem Adel stammten. Bekannt sind das Stift St. Florian bei Linz oder das Stift Klosterneuburg, beides Chorherrenstifte, die heutzutage noch Aushängeschilder der Kirche in Österreich sind. Ein solches Chorherrenstift bestand auch in Gurk, bei der Kathedrale, der Domkirche der Diözese.

Im folgenden Überblick über die Geschichte des Gurker Domkapitels in Klagenfurt wird es um die Säkularisierung und die Übersiedlung dieser Körperschaft von Gurk nach Klagenfurt gehen, um die rechtliche Stellung, Ämter und Würden, aber auch um die kulturelle und soziale Bedeutung dieser Korporation. Die in diesem Beitrag zitierten Quellen stammen ausnahmslos aus dem Archiv der Diözese Gurk.

Säkularisation und Übersiedlung

Die wohl wesentlichsten Veränderungen im inneren und äußeren Gefüge des Gurker Domkapitels vollzogen sich während des letzten Drittels des 18. Jahrhunderts. Schwierigkeiten in der Verwaltung des Stiftsvermögens und auch innere Zwistigkeiten hatten zu Unzukömmlichkeiten geführt, die man zunächst mit der Säkularisierung des Stiftes und Umwandlung desselben in ein weltliches Domkapitel glaubte lösen zu können.

Einem – wohl auf Betreiben des Gurker Bischofs Joseph Maria Graf von Thun – im Jahr 1755 gefassten Antrag der Kapitulare des Gurker Chorherrenstiftes auf Säkularisierung wurde höheren Orts nicht stattgegeben. Statt dessen wurde auf Befehl der Kaiserin Maria Theresia eine aus Geistlichen und Laien gebildete Kommission eingesetzt, welche die kapitelsche Temporalienverwaltung untersuchen und Vorschläge zur Verbesserung der Ökonomie erarbeiten sollte.

Mehr als 20 Jahre dauerte die daraufhin in Angriff genommene Arbeit am Plan zur Hebung des domstiftlichen Temporalienwesens und 1776 wurden die diesbezüglichen Vorschläge, an welchen auch Bischof Auersperg maßgeblichen Anteil hatte, vom kaiserlichen Hof genehmigt. Diesem Plan zufolge war vorgesehen, „daß alle weltlichen Officia den Domherrn benommen, an derstatt aber zu ihrer Beschäftigung geistliche Ämter angewiesen (werden sollten), und nur wegen der einseitigen Herrschsucht eines Dompropstes Maaß und Regel gegeben worden sey“.

Währenddessen wurden unter Propst Rechbach noch 1764 ausführliche Statuten erarbeitet, die die Verfassung des Gurker Stiftes festlegten. In diesen „Constitutiones“ für das Kollegium an

der Gurker Kathedrale wird nicht nur der geistliche Bereich erfasst, sondern auch die Hausdisziplin, die Ordnung von Bibliothek, Archiv und Registratur sowie das Studium der Kapitulare geregelt; auch die Rechte und Pflichten der einzelnen Würdenträger des Kapitels wie Domdechant und Domkustos finden sich hier näher beschrieben. Zur Lösung der internen Probleme des Gurker Domstiftes scheinen diese Statuten aber nur wenig beigetragen zu haben, denn ein 1777 dem kaiserlichen Hof von einem Anonymus vorgelegter Antrag zur Säkularisierung des Kapitels von Gurk, der auf die damals noch immer nicht bereinigten Schwierigkeiten ausführlich Bezug nimmt, wurde zwar nicht ausgeführt, war aber wegweisend für die weitere Entwicklung des Domstiftes.

Aus den Anmerkungen Auerspergs zu diesem Projekt wird deutlich, dass der Bischof eine Säkularisierung des Kapitels in Gurk nicht für ratsam hielt; Auersperg glaubte jedoch, dass nach der Übertragung des Bischofssitzes nach Klagenfurt – was notwendigerweise auch die Transferierung des Domkapitels zur Folge haben musste – eine Säkularisierung des Kapitels „auch ex causibus publicis sowohl thunlicher als rätlicher seyn würde.“

Wenige Jahre später, als das Gurker Kathedralkapitel „die Aufhebung oder doch wenigstens eine gänzliche Umgestaltung“ durch Kaiser Joseph II. befürchten musste, schien sowohl dem Bischof als auch dem Kapitel von Gurk die Säkularisierung des Kapitels (Aufhebung der äußerlichen regularen Kommunität, wie sie bis dahin in Gurk bestand und Entbindung der Kanoniker von der Augustinerregel) als eine der wenigen Möglichkeiten, nicht nur Rechte, sondern auch Realitäten des Kapitels vor staatlichen Eingriffen zu schützen.

Im Gurker Ordinariat war man der Ansicht, dass Bischof Salm mit der Säkularisation „fürgehen, jedoch noch zuvor die gegenwärtige Lage der Sachen, Hof-Gesinnung etc. erforschen, und sodann noch insbesondere von selbst gnädigst entscheiden möchten, ob dieser Schritt auf einmal oder nur nach und nach – als z. B. zuerst mit Wegnehmung des weißen Ordenszeichens, dann mit anderer Einrichtung des Kohrs, auf Anlangen des Domdechants wegen Enthebung von der kapitlischen Haus-Administration, endlich mit Dispens a mensa communi, wenn sich nämlich ein Kapitular lieber vom Traiteur das Essen holen lassen wollte – gemacht werden sollte, um hierdurch das gleichwohl große Aufsehen zu vermindern und sagen zu können, daß von dem regularen Wesen ohnehin nichts mehr übrig und mithin umso weniger Bedenken zu tragen sey, die regulam externam vollends aufzuheben.“

Dem Vorschlag, die Kanoniker ihrer Vorrechte als Mitglieder der lateranensischen Chorherrenkongregation zu entheben, kam der Bischof am 28. Februar 1787 nach. Ein weiterer Schritt war die am 24. August desselben Jahres vorgenommene Befreiung des – damals noch adeligen – Gurker Domkapitels „von allen Verbindlichkeiten der Regel des Hl. Augustin der lateranensischen Versammlung“. Gleichzeitig wurden die Mitglieder des Kapitels „nach ihrem Amt und Würde als Secular-Priester“ erklärt.

Die mit der kaiserlichen Genehmigung versehene Säkularisationsurkunde wurde dem damals aus 10 Mitgliedern bestehenden Gurker Kapitel am 14. Dezember 1787 „zur feyerlichen Wissenschaft und ewigen der Sache Gedächtniss“ übermittelt. Das diesbezügliche Hofdekret bestimmte die Zahl der Dignitäten (Propst, Dechant und Scholasticus), welche von nun an der Kaiser ernannte, mit drei; die Besetzung der übrigen einfachen Kanonikate, deren Zahl auf fünf beschränkt wurde, sollte abwechselnd durch Bischof und den Landesfürsten erfolgen. Der Personalstand am Gurker Domkapitel entsprach somit der allerhöchsten Entschließung Kaiser Josephs II. vom 2. Februar 1787, wonach an den Kapiteln der erzbischöflichen Kathedralen und Metropolitankirchen höchstens zwölf und an den einfach Domkapiteln

maximal acht Domherrenstellen einschließlich der Dignitäre und des Generalvikars bestehen sollten.

Darüber hinaus wurde festgelegt, dass die Würde des Scholasters jeweils dem Schuloberaufseher des Landes verliehen werden und ein Kapitular die Stadtpfarre St. Peter und Paul in Klagenfurt zur Entlastung des Religionsfonds versorgen sollte. Die Besoldung der Kapitelmitglieder wurde ebenfalls vom Staat reglementiert: Demnach hatte der Dompropst jährlich 2.000 fl, der Domdechant 1.500 fl und der Kustos 1.200 fl aus der Mensa des Domkapitels zu empfangen. Dem Scholaster standen pro Jahr 1.000 fl und einem aus dem Gremium des Kapitels stammenden und vom Ordinarius zu ernennenden Generalvikar 2.000 fl zu, während die drei übrigen Kanonikate mit je 1.000 fl dotiert waren. Das Domkapitel blieb weiterhin im vollen Genuß des Stiftsvermögens, war autonom in der Verwaltung desselben und nicht zur Rechnungslegung hierüber an eine politische Behörde verpflichtet.

Mit der Beförderung des Domkustos Ignaz Türz von Eisentratten zum Domdechant im Juni 1789 galt die Dignität des Kustos als aufgelassen; dennoch war das Kapitel angehalten, als Remuneration für diese eingegangene Dignität jährlich bis zum Jahr 1835 1.200 fl an den Religionsfonds abzuführen. Das eigentliche Gurker Domkapitel bestand somit nur mehr aus drei Dignitäten und vier Domherren, während der Stadtpfarrer von St. Egid in Klagenfurt zwar als Kanonikus installiert wurde und die Rechte und Auszeichnungen der Domherren besaß, seine finanzielle Bedeckung aber nicht aus der Mensa des Kapitels, sondern den Erträgen der Pfründe von St. Egid bezog. So blieb es bis zum Jahr 1851. Ab diesem Jahr wurden die Pfarrgeschäfte von St. Egid in Klagenfurt nicht mehr von einem Mitglied des Domkapitels geführt.

Die Erweiterung des Gurker Kirchensprengels im Zuge der Diözesanregulierung und die Verlegung der bischöflichen Residenz nach Klagenfurt im Jahre 1787 brachte auch die Übertragung des Sitzes des Gurker Domkapitels nach Klagenfurt mit sich. Die Domherren bezogen Quartier in dem 1616 in ihren Besitz übergegangenen „Gurkerhaus“ in Klagenfurt. Zur neuen Kathedralkirche von Gurker Bischof und Domkapitel wurde nach längeren Überlegungen im Jahr 1793 die ehemalige Klagenfurter Jesuitenkirche St. Peter und Paul erklärt. Das Kapitel hätte sich lieber für die Stadtpfarrkirche St. Egid entschieden, da man befürchtete, von dem aus der der ehemaligen Jesuitenkirche unmittelbar benachbarten Kaserne herrührenden Lärm bei den liturgischen Handlungen empfindlich gestört zu werden und außerdem die Dotierung der Stadtpfarrkirche für günstiger hielt.

Dem Status eines säkularisierten Domkapitels und der Willensmeinung Kaiser Josephs II. entsprach es, dass nunmehr auch nicht nobilitierte Personen im Gurker Kapitel Aufnahme fanden. Bei der Besetzung der Kanonikate hatte der Bischof „mehr auf die Verdienste als auf den Adel zu sehen ..., weil die Canonicaten eigentlich die Belohnung der erfahrensten und verdientesten Seelsorger seyn“ sollten. Im Februar 1792 wurde der spätere Dompropst und nachmalige Gurker Bischof Jakob Peregrin Paulitsch als erstes nichtadeliges Mitglied in das Gurker Domkapitel berufen.

Die rechtliche Stellung des Domkapitels im 19. und 20. Jahrhundert

Die Übersiedlung des Kapitels nach Klagenfurt führte zu einer beachtlichen Erweiterung der Kompetenzen der Kanoniker in ihrer Eigenschaft als Mitglieder des bischöflichen Konsistoriums, des dem Bischof beratend zur Seite stehenden Kollegiums in der Führung der Amtsgeschäfte, der Vermögensverwaltung und in der Ausübung der kirchlichen Agenden.

Seit der Übersiedlung des Kapitels nach Klagenfurt bestellte der Bischof für gewöhnlich jeweils einen Kanonikus zum „Konsistorial-Kanzlei-Direktor“, einen Domherrn zum Alumnats-Direktor, einen zum Vorstand der Diözesanbuchhaltung und ein Mitglied des Kapitels zum Pfarrer an der Domkirche St. Peter und Paul. Nach einem Kapitelbeschluss aus dem Jahre 1869 sollte jeweils der nach kanonischem Alter Jüngste der acht Canonici in Gurk bei der alten und nun zur bloßen Pfarrkirche gewordenen Domkirche residieren, um dort die Pfarrgeschäfte zu besorgen, während die übrigen sieben Domherren ihren Wohnsitz bei der neuen Kathedrale in Klagenfurt hatten. Diese Regelung bestand bis zum Tode des Dechants und Pfarrers von Gurk Kanonikus Dr. Valentin Nemeč am 24. Jänner 1894.

In dem am 18. August 1855 zwischen dem Heiligen Stuhl unter Pius IX. und Kaiser Franz Joseph I. von Österreich abgeschlossenen Konkordat wurde bezüglich der Besetzung der Kanonikate an den Metropolitan-, erzbischöflichen- und Suffragan-Kirchen vereinbart, dass die Besetzung der jeweils ersten Dignität an diesen Kapiteln durch den Papst erfolgen sollte, während die Verleihung der übrigen Dignitäten und Domherrenpfünden durch den Kaiser zu geschehen habe. Der erste in Folge dieses Übereinkommens vom Papst ernannte Gurker Dompropst war Johann Michael Achatz, dem diese Dignität am 5. Juni 1859 von Pius IX. verliehen wurde. Ferner hieß es, dass zu Domherren nur solche Priester bestellt werden könnten, „welche sowohl die von den Kirchengesetzen allgemein vorgeschriebenen Eigenschaften besitzen als auch in der Seelsorge, bei kirchlichen Geschäften oder im kirchlichen Lehramte sich mit Auszeichnung verwendet haben“.

Die Statuten des Gurker Domkapitels aus dem Jahr 1871 bringen – nach einem Überblick über die historische Entwicklung und einer Aufstellung von Besitzungen und Vermögen – Ausführungen über Rechte und Pflichten des Kapitels und seiner Mitglieder. Charakterisiert als „der natürliche und gesetzliche Beirat“ des Diözesanbischofs, hat das Domkapitel diesen „in der Regulierung und geistlichen Verwaltung der Diözese aus allen Kräften zu unterstützen“.

Sämtliche Mitglieder des Kapitels waren dem Bischof gegenüber zur Assistenzleistung bei dessen liturgischen Funktionen in der Domkirche verpflichtet sowie zur Einhaltung der „ihnen ... obliegenden Hochämter und Verrichtungen in der Domkirche“. Außerdem hatten alle Kapitulare zum täglichen Chorgebet „fleissig zu erscheinen, mitzubeten und – soviel die Stimmgabe zuläßt – mitzusingen“. Jeder einzelne Domherr musste jährlich 41 hl. Messen „pro defunctis fundatoribus et benefactoribus“ feiern beziehungsweise applizieren lassen. „Zur leichteren ... Besorgung der kirchlichen Funktionen und Dienste in der neuen Kathedralkirche“ wurden vom Kapitel vier Chorvikare angestellt und besoldet, welche beim Chorgebet erscheinen mussten und bei den bischöflichen Ämtern „zu ceremonieren“ sowie bei „allen domkapitelschen Ämtern und Funktionen zu assistieren“ hatten.

Weiterhin oblag dem Domkapitel „die Erhaltung der alten Kathedrale in Gurk und die Bestreitung aller kirchlicher Bedürfnisse daselbst,“ die Abführung eines anteilmäßigen Beitrages zur finanziellen Bedeckung der Erfordernisse an der neuen Domkirche in Klagenfurt und die Patronatslast an den 17 kapitelschen Patronatspfarren. Diese bedeutenden finanziellen Bürden werden bis in die Gegenwart vom Kapitel getragen.

Die Einrichtung von Ehrenkanonikaten wurde ebenfalls in den Statuten von 1871 festgelegt: so sollten „durch Frömmigkeit, durch Wissenschaft, durch umsichtige Amtsverwaltung besonders hervorragende Priester“ der Gurker Diözese mit der Würde von Ehrendomherrn ausgezeichnet werden. Diese Ehrenkanoniker waren ermächtigt, als Zeichen ihrer Würde ein

rotes Kollar, rote Strümpfe und das Kapitelzeichen am roten Bande zu tragen sowie bei kirchlichen Funktionen das rote Birett und bei bestimmten Gelegenheiten die rote Mozetta zu verwenden. Außerdem hatten sie Anteil an allen Ehrenrechten der Mitglieder des Domkapitels.

Keine schriftliche Fixierung erfuhren interessanterweise die wesentlichsten Rechte des Gurker Domkapitels in diesen Statuten von 1871: Das Kapitel war verpflichtet, innerhalb von 8 Tagen nach dem Tode des Bischofs oder sonstiger Erledigung des Bischofsstuhles einen Kapitelvikar zu bestellen, der die Leitung der Diözese zu übernehmen hatte. Seit dem letzten Jahrhundert kam das Kapitel von Gurk der diesbezüglichen Vorschrift des tridentinischen Konzils (Sess. 24, cap 16) bei Vakanz des Gurker Bischofsstuhles durch die Bestellung folgender Kanoniker zu Kapitelvikaren nach: Jakob Ortner (1827), Johann Michael Achatz (1840, 1841, 1858), Peter Funder (1882), Lambert Einspieler (1886), Guido Bittner (1914), Andreas Rohracher (1939-1945).

Unter Berufung auf die eigene freie Verwaltung des Kapitelvermögens durch das Domkapitel wurde 1899 die Einrichtung des Amtes eines Temporalienverwalters beschlossen, welcher aus dem Gremium des Kapitels zunächst auf drei Jahre gewählt wurde und „für den Bestand und die Erhaltung aller Domkapitel’schen Entitäten gewissenhafte Sorge zu tragen“ hatte. Zur Unterstützung und Kontrolle waren dem Temporalienverwalter zwei ebenfalls vom Kapitel auf drei Jahre gewählte Revisoren beigegeben. Der Temporalienverwalter konnte nach Ablauf seiner ersten Amtsperiode erneut für drei Jahre bestellt werden, doch durfte sich seine ununterbrochene Funktionsdauer nicht über sechs Jahre hinaus erstrecken.

In dem 1918 in Kraft getretenen Codex Iuris Canonici regelten die Canones 391 – 422 die rechtliche Stellung und Verfassung der Domkapitel, die Besetzung der Kanonikate, Rechte und Pflichten des Kapitels und der Kanoniker wie auch die interimistische Leitung der Diözese. Als Zweck der Kapitel wurde zunächst deren Funktion für die „feierliche Gestaltung des Gottesdienstes“ angesehen und erst in zweiter Linie ihre Aufgabe als „Senat“ des Bischofs bei der Regierung der Diözese und „bei Erledigung des bischöflichen Stuhles“ umschrieben. Die Verleihung aller Dignitäten blieb nunmehr dem Apostolischen Stuhl vorbehalten, während dem Bischof das Recht zukam, „nach Anhörung des Kapitels alle übrigen Benefizien und Kanonikate zu besetzen“ und Ehrendomherren zu ernennen. Diese Ehrenkanoniker waren nicht zur Residenz an der Domkirche verpflichtet und hatten neben den Abzeichen und Ehrenrechten der Kapitulare ihren Sitz im Chor, aber kein Stimmrecht in den Sitzungen des Kapitels wie die eigentlichen Domherren.

Die inneren Angelegenheiten des Kapitels waren durch schriftliche Statuten zu regeln, welche durch „gültigen Kapitelbeschuß festgelegt“ und vom Ordinarius approbiert werden sollten. Soweit sich bisher feststellen lässt, kam es in Gurk weder zu einer Adaptierung der Statuten von 1871 bzw. 1899 an die Bestimmungen des Codex Iuris Canonici von 1917/18, noch erfolgte seit 1899 eine neuerliche Approbation.

Neben der Verpflichtung zum Chorgebet und zur Assistenzleistung bei den bischöflichen Pontifikalhandlungen stand dem Kapitel weiterhin das Recht der interimistischen Leitung der Diözese durch die Bestellung eines Kapitelvikars zu. Nach dem Codex von 1917/18 war an jedem Kapitel ein *Canonicus theologus* als Exeget und ein *Canonicus poenitentiarius* als Beichtvater an der Domkirche mit besonderen Vollmachten zu bestellen. Diese Bestimmung scheint im Gurker Kapitel lediglich im Hinblick auf den Bußkanoniker vollzogen worden zu sein.

Mit dem 1933 zwischen dem Bundesstaat Österreich und dem Heiligen Stuhl abgeschlossenen und am 1. Mai 1934 in Kraft getretenen Konkordat erlangte die Bestimmung, wonach die Besetzung der Dignitäten und Kanonikate in den Domkapiteln nach kanonischem Recht zu geschehen hat, auch in unserem Land Rechtsgültigkeit. Die jüngste Regulierung von Verfassung und Organisation der Dom- und Kanonikerkapitel erfolgte durch den CIC von 1983 in den Canones 503-510.

Ämter und Würden im Domkapitel

Unter den Kanonikern des Gurker Domstiftes kam den Inhabern einer „Dignitas“, die in erweiterter Jurisdiktion oder der Ausübung eines besonderen Amtes bestehen konnte, besondere Bedeutung zu. Im Gurker Domkapitel wurden bzw. werden als Dignitäre angesehen: Dompropst, Domdechant, Domscholaster und – bis zum Jahr 1789 – Domkustos.

Den ersten Rang unter den Würdenträgern des Kapitels nimmt der Dompropst ein, dessen Wahl ursprünglich durch das Domkapitel von Gurk erfolgte. Wir wissen von gescheiterten Versuchen sowohl der Landesfürsten wie auch von Gurker Bischöfen, im späten Mittelalter und der frühen Neuzeit – zum Teil über päpstliche Gnadenakte – das Recht zur Ernennung des Gurker Dompropstes zu erlangen. Nach erfolgter Wahl wurde der Gewählte vom Ordinarius loci bestätigt und feierlich in sein Amt investiert. Im Jahr 1787 zog Kaiser Joseph II. das Recht der Ernennung der Dignitäre an sich und seit dem Konkordat von 1855 steht die Besetzung der ersten Dignität an den Metropolitan- und Domkapiteln dem Papst zu.

Die früheste Nennung eines Gurker Propstes fällt in das Jahr 1123, wo „Pabo Gurcensis prepositus“ als Zeuge einer Schenkung an das Salzburger Domkapitel erwähnt wird. Dem Propst als Vorsteher des Kapitels und dessen Repräsentant nach außen war die oberste Leitung des Domstiftes übertragen: Er hatte die Einhaltung der Regel und der Kapitelstatuten zu überwachen. Hierfür war er mit Disziplin- und Strafgewalt ausgestattet. Er entschied nicht nur letztendlich über die Aufnahme von Novizen und deren Zulassung zur Profeß, sondern präsentierte für inkorporierte Pfarren oder bestellte Vikare, wo dies rechtlich vorgesehen war. Nach den Statuten von 1871 hatte jeder neu installierte Domherr dem Dompropst vor versammeltem Kapitel den schriftlichen Eid zu leisten, „die Vorgesetzten des Kapitels zu achten, die Mitkapitulare brüderlich zu lieben, die Statuten zu kennen und die Verhandlungen des Kapitels geheim zu bewahren“. Überdies hatte der Dompropst die Verwaltung der Güter zu überwachen.

Den zweiten Rang in der Hierarchie des Kapitels hat der für Gurk erstmals 1140 bezeugte und ebenfalls ursprünglich vom Kapitel frei gewählte Domdechant inne, der auf die Einhaltung der inneren Ordnung des Kapitels zu sehen und vornehmlich darauf zu achten hatte, dass die „kirchlichen Funktionen als Amthalten, Assistieren, Predigen, Chorgebeten etc. vorschriftsmäßig und erbaulich verrichtet“ wurden. Neben dem Dompropst, den der Domdechant im Falle einer Verhinderung vertrat, war dieser auch für die Verwaltung des Kapitelgutes zuständig.

Die einstmals dritte Dignität im Gurker Domstift war bis in die 80er Jahre des 18. Jahrhunderts der Domkustos, 1138 zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Primärer Zweck der Kustodie war die Beschaffung, Instandhaltung und Verwahrung der liturgischen Geräte. Darüber hinaus war der Inhaber dieses Amtes mit der Verwaltung von Domkirche, Sakristei und später auch jener des Kapitelhauses betraut.

Eine vierte höhere Würde im Kapitel hatte der für Gurk erstmals um 1190 genannte Domscholaster inne. dessen Aufgabe es war, die Erziehung der Novizen zu leiten und dem die Oberaufsicht über die Domschule zustand. Von der josephinischen Ära bis zum Ende der kirchlichen Schulaufsicht in Österreich fungierte der Scholaster des Gurker Domkapitels auch als Schulen-Oberaufseher in der Diözese Gurk und hatte de facto das ganze Elementarschulwesen des Gurker Kirchensprengels zu leiten.

Besonderes Ansehen kam dem Senior unter den Kapitularen zu: Er vertrat den Dechant bei dessen Abwesenheit und leitete nach dem Ableben desselben die Wahl eines neuen Dechanten. Öfters wurde er auch zum Vertreter des Kapitels ernannt.

Andere Ämter, die aber mit keinerlei Vorrangstellung des Inhabers verbunden waren, waren jene des Cellarars als eigentlichem Verwalter der Kapitulgüter und des Kämmerers, der für die Bekleidung zuständig war und für die Bestreitung der persönlichen Bedürfnisse der Kanoniker aufzukommen hatte. Die Führung des Gurker Spitals zur Pflege alter, schwacher und gebrechlicher Personen oblag dem Spitalmeister; dieses Amt wurde ebenfalls wie jenes des Magisters Infirmorum, der die Krankenanstalt zur Versorgung kranker Kanoniker leitete, von Mitgliedern des Domkapitels ausgeübt.

Spätestens seit dem frühen 15. Jahrhundert wirkten am Gurker Domstift auch Chorvikare, Geistliche, denen gewissen liturgische Verpflichtungen zur Entlastung der Kanoniker übertragen waren und die für ihre Tätigkeit vom Kapitel bestellt und auch entlohnt wurden. 1871 wurde die Anzahl dieser Chor- bzw. Domvikare mit vier bestimmt.

Kleidung und Insignien der Gurker Domherren

„Zur Unterscheidung von anderen nicht adelichen Regularstiften“ wurde den Kapitularen des adeligen Gurker Domstiftes auf Vermittlung Bischof Auerspergs von Kaiserin Maria Theresia 1778 ein Kapitelzeichen in Form eines Tatenkreuzes verliehen: Die Vorderseite dieses vergoldeten Silberkreuzes zeigt ein Bildnis der heiligen Hemma und trägt auf Tatzen die Namen der Kaiserin Maria Theresia und ihres Sohnes Joseph, während auf der Rückseite des Kreuzes der Diözesan-Patron Johannes Baptist dargestellt ist. Ursprünglich wurde dieses den Kanonikern am 13. Mai 1779 überreichte Brustkreuz an einem roten Seidenband getragen, welches zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch eine vergoldete Silberkette ersetzt wurde.

Diese Auszeichnung verblieb den Gurker Domherren auch nach der Entbindung derselben von der Ordensregel des heiligen Augustinus durch Bischof Salm am 24. August 1787 und der damit verbundenen Umwandlung des adeligen Augustiner-Chorherrenstiftes in ein aus Weltpriestern bestehendes Domkapitel. Schon ein halbes Jahr zuvor, im Februar, hatte Bischof Salm verfügt, dass sein Domkapitel „das bisherige Lateranensische Ordenszeichen ablegen und sich nach dem Beispiel anderer Domkapitel lediglich des sogenannten Kapitelzeichens“ bedienen sollte.

Die einstige Tracht der Gurker Chorherren bestand bis zum genannten Zeitpunkt aus einem weißen Leinenhabit und einem ärmellosen Chorhemd. Seither tragen die Mitglieder des Gurker Domkapitels einen violett passepoilierten schwarzen Talar mit violetten Knöpfen samt einer violetten Mozetta und einer violetten Schärpe. Ein violettes Birett, ein Brustkreuz (Dignitäre) bzw. das Kapitelzeichen (Kanoniker) und ein Ring vervollständigen die Tracht des Gurker Domkapitels. Der Gebrauch von Schnallenschuhen wurde ebenso wie die Verwendung der im Winter mit Pelz besetzten violetten Cappa Magna durch die Instruktion

des päpstlichen Staatssekretariates über die Kleidung, Titel und Wappen der Kardinäle, Bischöfe und niederen Prälaten vom 31. März 1969 abgeschafft.

Weitgehende Privilegien vermochte Propst Kochler dem Gurker Domkapitel und seinen Präpsten zu erwirken: Den Anschluss des Gurker Chorherrenstiftes an die mit gewissen Vorrechten ausgestattete lateranensische Chorherrenkongregation und – durch Indult Alexanders VI. vom 23. Mai 1498 – für sich und seine Nachfolger das Recht, sich in Abwesenheit des Bischofs von Gurk bei feierlichen Gottesdiensten der Mitra, des Ringes und des Stabes zu bedienen. Diese Vorrechte suchte der Propst wohl deshalb zu erlangen, weil der damalige Bischof Peraudi kaum in der Diözese anwesend war und gewiss auch, um die Position sowohl des Gurker Dompropstes als auch des Kapitels gegenüber dem damaligen Gurker Weihbischof Nikolaus Kaps vornehmlich in spiritualibus, aber auch in temporalibus et rebus mixtis zu stärken.

Dem jeweiligen Domdechant von Gurk kam das Vorrecht des usus pontificalium erst seit 1859 zu. 1952 wurde allen drei Dignitären des Gurker Domkapitels die Verwendung der Mitra und des Ringes auch außerhalb der Domkirche in allen Kirchen der Diözese erlaubt, während die Benützung des Hirtenstabes nur auf die damaligen drei Dignitäre des Kapitels ad dies vitae beschränkt wurde. Die endgültige Regelung des Usus pontificalium auch der Dignitäre des Gurker Domkapitels wurde im Motu proprio „Pontificalia insignia“ Pauls VI. vom 21. Juni 1968 getroffen, das – mit wenigen Ausnahmen – den Prälaten ohne Bischofsweihe die Führung der Pontifikalinsignien untersagt.

Die kulturelle und soziale Bedeutung des Gurker Domkapitels

Unschätzbar sind die Leistungen, welche Propst und Kapitel von Gurk für die Erhaltung und Ausstattung nicht nur des Domes, sondern auch der Stiftsbaulichkeiten in Gurk vollbrachten. Der Gurker Dom hatte ja bis in das späte 18. Jahrhundert sowohl als Bischofskirche wie auch als Gotteshaus des Domstiftes eine zweifache Funktion. Nach der Gründung eines Chorherrenstiftes bei der Residenz des Gurker Bischofs in Straßburg um 1326 ruhte die Baulast an den Gebäuden in Gurk fast ausschließlich auf Propst und Kapitel.

Propst Rechbach, der sich mehr dem Kapitel als dem Dom zuwandte, betrieb die innere Einrichtung und Ausgestaltung des Stiftsgebäudes und ließ um 1765 – dem Geschmack der Zeit entsprechend – den Dom ausweißen. Mit der Übersiedlung des Domkapitels nach Klagenfurt brach für Gurk eine stille Zeit an. 1808 beschädigte ein Brand den Dom und vernichtete die Prunkräume des Stiftes, das in der Zwischenzeit als Militärspital gedient hatte. Im Stiftsgebäude selbst wurden Wohnungen und Kanzleien eingerichtet.

Benediktinerinnen vom Nonnberg in Salzburg, die Kirche und Stift 1890 übernommen hatten, erwarben 1898 die Baulichkeiten in Gurk einschließlich des Domes. Im Jahre 1922 ging der Gurker Dom wieder in das Eigentum des Gurker Domkapitels über, während die Stiftsgebäude selbst vom Orden der Redemptoristen angekauft wurden. Seit 1934 befindet sich das Domstift Gurk im Eigentum des Salvatorianerordens, welcher hier eine Niederlassung errichtete, die bis zum Jahre 2008 bestand.

In den Jahren 1924 bis 1933 wurde der Gurker Dom unter beachtlichen finanziellen Zuwendungen des Domkapitels restauriert und 1960 neu eingedeckt. Ein Großteil der barocken Einrichtung des Domes wurde, ebenso wie das „Gurker Fastentuch“, nach dem Zweiten Weltkrieg fachmännisch restauriert. Bei alledem darf nicht vergessen werden, dass das Kapitel nicht nur für die Gebäude in Gurk selbst Sorge zu tragen hatte; auch als Patron

über mehr als anderthalb Dutzend Pfarren im Gurker Kirchensprengel war und ist das Gurker Domkapitel zur Erhaltung zahlreicher sakraler und profaner Bauwerke verpflichtet.

Neben dem pastoralen Wirken der Gurker Chorherren – die Kanoniker des Stiftes trugen die seelsorgliche Verantwortung für nahezu das gesamte Gurktal – trat das Domstift auch als Träger, Förderer und Vermittler von Kultur und Bildung hervor und war hierin weit über die Grenzen des kleinen Marktes Gurk hinaus von Bedeutung.

Nach den Beschlüssen des 3. und 4. Laterankonzils 1179 und 1215 war an jeder Kathedrale ein Magister zu bestellen, welcher den kostenlosen Unterricht der Kleriker und auch armer Schüler zu leiten hatte. Wann am Gurker Stift eine derartige Domschule eingerichtet wurde, an der neben den Novizen auch mittellose Knaben unterrichtet wurden, lässt sich vorderhand aufgrund der ungünstigen Quellenlage nicht genau sagen; erst im 14. Jahrhundert erfolgten Stiftungen zugunsten armer Schüler und aus dem 15. Jahrhundert und der Folgezeit stammen Vorschriften, die den Unterricht an dieser Schule regelten. Neben dieser eigentlichen Domschule wurde vom Kapitel in Gurk auch eine Schule zur Erziehung des jungen männlichen Adels unterhalten, deren Bedeutung 1529 König Ferdinand derart würdigte, dass er dem Domstift „wegen Erziehung junger Adelspersonen“ Steuererleichterungen einräumte. Außerdem bestand im Gurker Stift bis in das 18. Jahrhundert eine theologische Hauslehranstalt zur theologischen Bildung der eigenen Novizen. Bis zur endgültigen Übernahme des Elementarschulwesens durch den Staat, wurde die Volksschule nicht nur in Gurk, sondern auch in Weitensfeld vom Kapitel erhalten.

Ein eindrucksvolles Zeugnis der kulturellen Bemühungen des Stiftes gibt die Bibliothek des Kapitels. Zur Mehrung dieser Büchersammlung wandte man im Lauf der Zeit beträchtliche Mittel auf. Gelegentlich wurden der Bibliothek auch beim Eintritt junger Herren in das Stift Bücher zugeführt.

Überhaupt erreichten Bildung und Wissenschaft einzelner Kanoniker des Gurker Kapitels beachtliches Niveau. Wir wissen von Chorherren, die an den Universitäten von Wien, Graz, Salzburg und in Rom studiert und dort akademische Grade erworben haben. Von den hervorragendsten Wissenschaftlern des Kapitels sind Alois Mantsche von Liebenhain, der als Professor der Kirchengeschichte und des Kirchenrechts am Klagenfurter Priesterhaus wirkte und Sigmund von Hohenwart zu nennen. Der spätere Bischof von Linz wurde als Naturforscher weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt und verfasste während seiner Zeit als Gurker Domherr ein Necrologium des Kapitels.

Archiv und Bibliothek

Wenngleich das Archiv des Gurker Domkapitels erstmals im Jahre 1468 urkundlich bezeugt ist, ist die Existenz des Gurker Archivs auch für die vorangehenden Jahrhunderte anzunehmen. Unter Propst Karl von Grimming (1570 – 1611) wurde das Archiv neu geordnet; spätestens ab dem Jahre 1574 war es im „Gewölb“ im 1. Stock des Propsthofes untergebracht. 1749 wurde das Archiwgewölbe mit der heute noch erhaltenen Archiveinrichtung versehen. Nach der Übersiedlung des Domkapitels von Gurk nach Klagenfurt blieb das Gurker Archiv zunächst an Ort und Stelle. Erst 1978 wurde dieses Archiv samt der Archiveinrichtung in das Haus des Domkapitels nach Klagenfurt („Gurkerhaus“) überstellt und mit dem neuen, seit 1787 in Klagenfurt existierenden Archiv des Domkapitels vereinigt.

Auskunft über die Bestände des Kapitelarchivs in Gurk geben die Archivkataloge von Heinrich Kurtz (vollendet 1523), des Domherren und Archivars Amadeus von Plaz über das Spiritualarchiv (1747), des Gurker Notars Sebastian Friedrich Syhn über das Temporalarchiv (um 1770), endlich das Archivregister des Franz Wahrheit (1759 – 1762).

Seit dem 16. Jahrhundert wurde das Archiv des Gurker Domkapitels immer wieder von Historikern aufgesucht: Von Wolfgang Lazius im Frühjahr 1549 über Markus Hansiz, Wilhelm Wattenbach und Josef von Zahn bis zu August von Jaksch reicht der Bogen der Gurker Archivbenutzer. Unter dem Letztgenannten kam der Großteil der Urkunden des Domkapitels bis zum Jahr 1300 in das Kärntner Landesarchiv und wurde in den „Gurker Geschichtsquellen“ im Rahmen der Monumenta historica ducatus Carinthiae veröffentlicht.

Die Bestände des Archivs des Gurker Domkapitels sind in vier Hauptgruppen gegliedert: Das Temporalarchiv als Wirtschaftsarchiv mit etwa 120 Laden, das Spiritualarchiv als geistliches Archiv mit 24 Laden, das Pfarrarchiv und das Konsistorialarchiv. Das Archiv des Gurker Domkapitels wurde ebenso wie die Bibliothek in das Archiv der Diözese Gurk überstellt.

Eng verknüpft mit der Geschichte des Gurker Archives ist jene der alten Gurker Bibliothek: Im Gegensatz aber zu dem erst 1978 nach Klagenfurt überstellten Archiv wurde die Bibliothek bereits 1902 auf 12 Wagen in das „Gurkerhaus“, dem Sitz der Gurker Domherren in Klagenfurt, gebracht und aufgestellt. Die Domkapitelbibliothek zählt 2411 Titel in 3323 Bänden, darunter 202 Inkunabeln und 254 Frühdrucke bis zum Jahr 1550. Als Ordnungssystem dient eine Sachgruppeneinteilung mit 26 Gruppen. Erschlossen ist die Bibliothek durch zwei Kataloge, einen Sachgruppenkatalog und einen alphabetischen Katalog in je zwei Bänden, angelegt unter Propst Rechpach vom Minoritenpater Innozenz Wibmer im Jahr 1766. Die Mehrzahl der Werke entstammt den Bereichen Theologie (Bibel, Kirchenväter, Dogmatik, Scholastik, Polemik, Mystik und Aszetik), Kirchen- und Profanrecht sowie Kirchen- und Profangeschichte; darüber hinaus sind auch Predigtwerke, philosophische Schriften sowie die Disziplinen Physik, Ethik, Rhetorik und Poetik sowie Grammatik vertreten. Die 97 Titel der „Libri prohibiti“ sind größtenteils Bücher protestantischer Schriftsteller.

Wirtschaft

Nur erwähnt werden können hier die Verdienste des Domkapitels zur Hebung von Landwirtschaft und Industrie in Kärnten. Dass damit das Stift auch als Arbeitgeber von nicht zu unterschätzender Bedeutung hervortrat, liegt auf der Hand. Insgesamt erwies sich der Grundbesitz des Kapitels in der frühen Neuzeit als leicht zunehmend: Die thesesianische Rektifikation um 1750 verzeichnet für das Domstift 1038 Besitzeinheiten (543 Huben, 385 Zulehen und 110 Keuschen). Überdies hatte das Domkapitel im späten Mittelalter Weingärten in der Untersteiermark in der Umgebung von Marburg an der Drau und in Luttenberg an sich bringen können. Die Statuten des Jahres 1871 listen die Besitzungen und das Vermögen des Gurker Domkapitels auf:

- Die ehemalige Herrschaft Gurk
- Das Gurkerhaus in Klagenfurt
- Die Herrschaft Mannsberg mit den Kahlhammerwerken in Pölling, erkaufte 1665 von Khevenhüller

- 12 Weinberge in der Pfarre Gams bei Marburg/ Maribor
- Eisenhämmer in Gurk, St. Magdalen und Pölling, erkaufte 1833 bis 1836
- Haus Klagenfurt Nr. 277, 1845 erworben
- 8 Weinberge zu Tresternitz, Sauritsch und Luttenberg
- Staats-Schuldverschreibungen fl. 78.100.-
- Grundentlastungs-Obligationen fl. 197.200.-
- Schuldverschreibungen fl. 4.055.-
- Summe fl. 279.355.-

Durch die Grundentlastung hatte das Gurker Domkapitel bei seinen Einkünften aus den ehemaligen Herrschaften Gurk und Mannsberg beinahe die Hälfte des früheren Einkommens verloren.

Insgesamt beschäftigte das Kapitel im Jahr 1862 zwölf weltliche Führungskräfte: In Klagenfurt angestellt war ein Oberbeamter, Inspektor genannt, der für die Wirtschaftsführung zuständig war. Er hatte auch das Kelleramt und den Verkauf der kapitelschen Weine zu besorgen. Ihm stand ein Gehilfe als Sekretär zur Seite. In Gurk war ein Beamter als Hauspfleger eingestellt, der die Oberaufsicht über die verpachteten Realitäten, die Stifts- und Kirchengebäude, die Jägerei, Fischerei und Waldungen zu führen hatte. Er war für die Besoldung der Bediensteten, die Steuern und die Beiträge zu den Kirchenerfordernissen zuständig. Diesem Rentbeamten war ein Jäger und Förster beigegeben, der für die Jagd, den Forst, die Fischerei und die Einhaltung der Grundgrenzen verantwortlich war. Ein Zimmer- und Brunnenmeister hatte die im Markt Gurk gelegenen Häuser und Brunnen zu beaufsichtigen und kleinere Reparaturen selbst durchzuführen. Bei der Herrschaft Mannsberg war nur ein Jäger angestellt. Zu St. Magdalen gab es einen Verweser für die Stahlhämmer in Gurk, St. Magdalen und Pölling. Dieser war zuständig für den ununterbrochenen Betrieb der Stahlhämmer. Er hatte einen Verwesschreiber unter sich, außerdem gab es in Gurk und Pölling jeweils einen Werksbeamten, welche die Aufsicht über die Hammerarbeiter, die Zimmerleute, die Erzeugnisse und Werksgebäude hatten. Für die Weingärten in der Untersteiermark waren zwei Verwalter angestellt.

In der jüngeren Vergangenheit setzte das Kapitel einen eindrucksvollen Akt sozialer Gesinnung, indem es nach Ende des Zweiten Weltkrieges im Rahmen einer diözesanen Siedlungsaktion zahlreichen Familien durch günstige Abtretungen von Kapitelgrund Bauplätze für die Errichtung von Eigenheimen zur Verfügung stellte.

Die Statuten von 1985/88

Das lange angekündigte neue Rechtsbuch der Kirche, der CIC von 1983, brachte für die Kapitel zahlreiche Veränderungen mit sich. Dies führte zu einer Neufassung der Statuten des Gurker Domkapitels, die im Dezember 1984 beschlossen und von Diözesanbischof Dr. Egon Kapellari im Jänner 1985 zunächst ad experimentum auf drei Jahre und im Jänner 1988 erneut bestätigt wurden.

Felix von Luschan und die österreichische anthropologisch-ethnographische Ausstellung anlässlich der Pariser Weltausstellung 1878*

Hubert D. Szemethy

Die Pariser Weltausstellung des Jahres 1878 ist zwar durch zeitgenössische Akten und Beschreibungen an sich sehr gut dokumentiert¹, dennoch bieten bislang unedierte Quellen immer wieder faszinierende neue Einblicke. Um eine solche Quelle wird es im folgenden Beitrag gehen, nämlich um Reisebriefe Felix von Luschans, der sich 1878 anlässlich der Weltausstellung mehrere Monate in Paris aufhielt.

Er war gemeinsam mit Ferdinand von Hochstetter², Matthäus Much³ und Johann Nepomuk Woldřich⁴ Mitglied eines im Jahr davor eingerichteten „Special-Comités der k. k. Central-Commission für die anthropologisch-ethnographische Ausstellung“ in Paris gewesen⁵ und sollte in Paris den Aufbau der Ausstellung und die Betreuung der Gäste übernehmen. Geboren am 11. August 1854 war Luschan zum Zeitpunkt des Reiseantritts 23 Jahre alt und hatte kurz davor sein Studium der gesamten Heilkunde mit der Promotion an der Universität Wien abgeschlossen. Die hier in Auszügen vorgelegten Briefe, die er über die letzten Vorbe-

* Ich danke Karl R. Krierer für die Durchsicht des Manuskripts. – Der Anmerkungsenteil folgt den Richtlinien des Deutschen Archäologischen Instituts, <<http://www.dainst.org/65>, 3.11.2017>.

¹ Zur Pariser Weltausstellung s. generell World Fair (Hrsg.), *L'Exposition de Paris 1878 – Journal hebdomadaire* (Paris 1878) <http://digi.ub.uni-heidelberg.de/diglit/exposition_paris, 23.6.2017>; E. von Hesse-Wartegg, *Die Pariser Weltausstellung 1878* (Wien u. a. 1878); H.-A. Pohl, *Die Weltausstellungen im 19. Jahrhundert und die Nichtbeteiligung Deutschlands in den Jahren 1878 und 1889*, *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung* 97, 1989, 381–425; E. Mattie, *Weltausstellungen* (Stuttgart u. a. 1998) 42–51; W. Kretschmer, *Geschichte der Weltausstellungen* (Frankfurt am Main – New York 1999) 110–120; M. Wörner, *Vergnügung und Belehrung. Volkskultur auf den Weltausstellungen 1851–1900* (Münster u. a. 1999). Zur Beteiligung Österreichs: P. Beck, *Administrativer Bericht über die Beteiligung Österreichs an der Weltausstellung in Paris im Jahre 1878* (Wien 1879).

² Ferdinand von Hochstetter (30.4.1829–18.7.1884) war damals Professor der Geologie und Mineralogie der Wiener Technischen Hochschule, s. F. von Andrian, *Ferdinand v. Hochstetter*, *MANthrWien* 14, 1884, 77–82; *ÖBL* 2 (1959) 345; *NDB* 9 (1972) 291 f. (O. Kühn); Ch. Riedl-Dorn, *Das Haus der Wunder. Zur Geschichte des Naturhistorischen Museums in Wien* (Wien 1998) 162–170; Ch. Riedl-Dorn, *Ferdinand von Hochstetter (1829–1884). Dem Reich der Natur und seiner Erforschung*, in: D. Angetter – J. Seidl (Hrsg.), *Glücklich, wer den Grund der Dinge zu erkennen vermag. Österreichische Mediziner, Naturwissenschaftler und Techniker im 19. und 20. Jahrhundert* (Frankfurt am Main u. a. 2003) 111–128.

³ Der Prähistoriker Matthäus Much (18.10.1832–17.12.1909) entfaltete in der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in mehreren Funktionen rege Wirksamkeit, s. *ÖBL* 6 (1975) 400 (H. Kerchler); O. Urban, »... und der deutschnationale Antisemit Dr. Matthäus Much« – der Nestor der Urgeschichte Österreichs? Mit einem Anhang zur Urgeschichte in Wien während der NS-Zeit, 2. Teil, *AAustr* 86, 2002, 7–43; *NDB* 18 (1997) 249 (O. Urban); O. Urban, *Die Anfänge der Urgeschichte in Wien*, in: J. Callmer – M. Meyer – R. Struwe – C. Theune (Hrsg.), *Die Anfänge der ur- und frühgeschichtlichen Archäologie als akademisches Fach (1890–1930) im europäischen Vergleich* (Rahden/Westf. 2006) 263–273.

⁴ Johann Nepomuk Woldřich (15.7.1834–3.2.1906), Geologe, Anthropologe und Archäologe, war seit 1861 Professor am Akademischen Gymnasium in Wien, Gründungsmitglied und Ausschussrat der Wiener Anthropologischen Gesellschaft und ab 1893 Professor der Geologie und Paläontologie in Prag, s. H. Matiegka, *Joh. Nep. Woldřich*, *MANthrWien* 36, 1906, 151; Nekrolog in *Mitteilungen der Gesellschaft für Salzburger Landeskunde* 46, 1906, 605 f.; Heinrich 1995/1996, 20.

⁵ Katalog 1878. Vgl. zu dieser Ausstellung E. M. L. Galton, *A battle for the French soul: The anthropological exhibit at the 1878 Exposition universelle*, *Journal of European Studies* 43, 2013, 195–208; B. Noël, *Exposition universelle de 1878. L'archéologie au service des contestations contemporaines*, *Diacronie* 18, 2, 2014 <http://www.studistorici.com/wp-content/uploads/2014/06/11_NOEL.pdf, 5.12.2017>.

reitungen zu dieser Reise noch aus Wien und dann aus Paris regelmäßig an seine Eltern schrieb, führen uns also den jungen Wissenschaftler vor Augen, der noch auf der Suche nach sich selbst ist, die Welt entdecken will – und entdeckt –, nicht den gereiften, ‘abgebrühten’ Reisenden der 1880er Jahre. Diese bislang nicht publizierte Quelle wird im Nachlass Felix von Luschan in der Handschriftenabteilung der Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer Kulturbesitz, in einem mit „Briefe aus Paris 1878“ bezeichneten Konvolut verwahrt⁶.

Diese Briefe müssen schon früher von verschiedenen Personen gesichtet und gelesen worden sein, unter anderem von dem bekannten Luschan-Forscher Hans Grimm⁷, auf den ein dem Konvolut beigelegtes Blatt folgenden Inhalts zurückgeht:

„In dieser Briefsammlung sind mehrfach Bleistift-Anstreichungen anzutreffen, gelegentlich auch Fragezeichen und Ausrufungszeichen mit Blei eingetragen. Sie stammen nicht von mir! Prof. (em.) Dr. Dr. H. Grimm“

Ausgewertet wurden diese Quellen aber, soweit ich sehe, bislang nicht. Ich kann auf dem mir zur Verfügung stehenden Raum auch nur eine überblicksmäßige Darstellung des Reiseverlaufs und der Reiseerlebnisse geben, denn die Transkription der Pariser Reisebriefe Luschans machen eng beschriebene 130 A4-Seiten aus. Im Unterschied zu anderen Reisen Luschans existieren von seinem Aufenthalt in Paris keine Fotografien im Berliner Nachlass.

Luschans Aufzeichnungen besitzen tagebuchähnlichen Charakter in Briefform. Die einzelnen Briefbögen sind – so Luschan darauf nicht vergaß – mit einer Seitennummer versehen, damit die Leser zu Hause sicher sein konnten, dass kein Brief in Verlust ging. Die Nummer setzte Luschan jeweils auf die erste Seite eines Bogens, zählte dabei aber die Seiten und nicht die Bögen. Es sind also stets ungerade Zahlen auf den Briefbögen zu finden (5, 13, 25, 29, 33, 37 usw.). Der letzte nummerierte Bogen trägt die Zahl 253, die Aufzeichnungen enden auf Seite 256.

Für gewöhnlich schrieb er mehrere Bögen voll und schickte sie als „Fortsetzung“ nach Hause; einen Bogen überschreibt er mit „Fortsetzung meiner Pariser Chronik“ (S. 37). Vor dem Absenden fügte er regelmäßig auf einem eigenen Briefbogen – manchmal auch ohne Datum – noch einige Zeilen dazu, in der Regel an seine Mutter, die er zwischendurch auch mit Postkarten erfreut. Kurze Schreiben verfasste er gerne in englischer Sprache, wie z. B. am 17. April 1878 eine Postkarte aus Wien an seine Mutter Christine von Luschan nach Laibach:

„Dearest Ma, as my letter can't get finished, before the post is closed, I only hasten, just to write you, that we are both well, and that my affaires are going on regularly, but very slow, so that I now begin to believe, that I wouldnt have got finished before Friday, if even Kanitz⁸ would have had let me go sooner. [...] With many kisses to you & Pa Yours thankful Felix“⁹.

⁶ Luschan, Briefe aus Paris. Darüber hinaus findet sich in der SBB – PK, HSA, NL Luschan eine Korrespondenzmappe „Weltausstellung 1878 zu Paris“, in der Schriftstücke von Mitgliedern des anlässlich der geplanten anthropologisch-ethnographischen Ausstellung gegründeten Special-Comités Einblick in Organisatorisches geben.

⁷ H. Grimm, Neue kleine Beiträge zur Kenntnis des Lebens und Wirkens von Felix von Luschan, FuF 39, 1965, 362–366; H. Grimm, Zeittafeln zur Personengeschichte und zur Wirksamkeit von Felix von Luschan, Abhandlungen und Berichte des Staatlichen Museums für Völkerkunde Dresden 34, 1975, 675–699; H. Grimm, Felix von Luschan als Anthropologe. Von der Kraniologie zur Humanbiologie, Ethnographisch-Archäologische Zeitschrift 27, 1986, 415–425.

⁸ Zu Felix Philipp Kanitz (2.8.1829–5.1.1904), der erster Museal-Kustos der Anthropologischen Gesellschaft war, in welcher Funktion ihm Felix von Luschan 1874 nachfolgte, s. ÖBL 3 (1965) 215 f.; Heinrich 1995/1996, 16; F. Teichner, „Balkanarchäologie“ – Spiegel der Zeitgeschichte?, in: G. von Bülow (Hrsg.), Kontaktzone Balkan. Beiträge des Internationalen Kolloquiums „Die Donau-Balkan-Region als Kontakt-

Mitunter sieht man diesen oft kurz vor Postschluss verfassten Mitteilungen am Schriftbild die Eile an, die er beim Schreiben hatte. In diesen persönlichen, nicht in Berichtform verfassten Schreiben geht es zumeist um Persönliches: seinen Gesundheitszustand, seine Finanzen, seine Reisevorhaben und seine berufliche Zukunft, über die er sich damals viele Gedanken machte; um Briefe, die er von anderen erhielt; und um Alltägliches, eine kaputte Uhr beispielweise, die er nach Wien zur Reparatur schickt, oder um den Wunsch, man möge ihm einen Stoffrest seiner Sommerhose zusenden,

„um eine Stelle auszuflicken, die nun auch schlecht zu werden beginnt. Genau dieselbe, wie bei meiner Lederhose, was offenbar auf eine „Gang-Anomalie“ hindeutet, die mir abzugewöhnen ich nun redlich bemüht bin.“¹⁰

Und er antwortet in diesen Briefen auch auf Briefe, die er von zu Hause erhalten hat. Immer wieder spricht er auch den Wunsch aus, seine Eltern mögen ihn doch in Paris besuchen kommen, wozu es aber nicht kam.

Natürlich stand Luschan von Paris aus nicht nur mit seinen Eltern, sondern mit einer ganzen Reihe von Wissenschaftlern, Kollegen, Freunden und Bekannten in brieflichem Verkehr. Auch aus diesen Korrespondenzen wäre gewiss Interessantes über seinen Aufenthalt in Paris zu erfahren, was er in Briefen an seine Familie vielleicht aussparte oder nur streifte, doch ist hier nicht der Platz, näher darauf einzugehen.

Zur Vorgeschichte

Das früheste Dokument, das im Berliner Nachlass mit Luschans Teilnahme an der Pariser Weltausstellung in Verbindung zu bringen ist, ist ein Brief vom 19. April 1877 von Alexander Bauer, Professor für analytische Chemie an der Wiener Polytechnischen Hochschule, an Luschan in seiner Funktion als Kustos der anthropologischen Gesellschaft¹¹. Absender ist das eingangs erwähnte Komitee der k. k. Central-Commission in Wien für die Weltausstellung 1878, „das mit der Berathung des Programmes für die Unterrichtsausstellung“ betraut war. Es hatte in seiner Sitzung am 16. April beschlossen, Luschan „zu bitten, demselben [d.h. dem Komitee] bei Aufstellung des Programmes für eine eventuelle anthropologische Ausstellung behülflich zu sein“, und ersuchte ihn, am Montag, den 23. April um 6 Uhr Abends im Gebäude des k. k. Museums für Kunst und Industrie am Stubenring (das heutige Österreichische Museum für angewandte Kunst / Gegenwartskunst) einer Sitzung beizuwohnen.

Dass man sich gerade an Luschan wandte, kam nicht von ungefähr, denn schon 1873 hatte er einem zehnköpfigen Ausstellungskomitee angehört, das sich eine Beteiligung der Wiener Anthropologischen Gesellschaft „an der Weltausstellung durch eine Exposition österreichischer, dem Gebiete der Urgeschichte angehöriger Objecte“ zum Ziel gesetzt hatte, und zwar unter Benützung der eigenen Sammlungsbestände wie auch solcher aus Privatsammlungen¹². Unter den mehr als 3000 im Industriepalast im Hochschul-Abschnitt des Unterrichts-

zone zwischen Ost-West und Nord-Süd“ vom 16.–18. Mai 2012 in Frankfurt a. M. (Bonn 2015) 1–31, bes. 6–12.

⁹ Luschan, Briefe aus Paris, 17. April 1878.

¹⁰ Luschan, Briefe aus Paris, ohne Datum (S. 116).

¹¹ Brief von Alexander Bauer aus Wien an Felix von Luschan, 19. April 1877 (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Korrespondenzmappe „Weltausstellung 1878 zu Paris“).

¹² J. Woldřich, Bericht über die Durchführung der „urgeschichtlichen Ausstellung“ der anthropologischen Gesellschaft in Wien, *MAnthrWien* 3, 1873, 245–247; vgl. Heinrich 1995/1996, 19.

ministeriums ausgestellten Objekten befanden sich auch welche aus Luschan's Privatbesitz, nämlich „Menschenknochen nebst jüngeren Gefässscherben aus dem Buchenloch in Kärnten“¹³, also aus einer jener Höhlen von Warmbad Villach, die Luschan 1872 ergraben hatte¹⁴, sowie die „aus den Gräbern bei Villach gehobenen Urnen mit den in der österr. Abtheilung der Amateurs ausgestellten schönen Bronze-Alterthümern.“¹⁵

Da das Echo auf die Präsentation der urgeschichtlichen Objekte bei der Wiener Weltausstellung im Großen und Ganzen positiv ausgefallen war – die „in allen Winkeln der Ausstellung zerstreut(e)“ Aufteilung der Objekte wurde allerdings kritisiert¹⁶ –, wundert es nicht, dass die Idee einer ‚eventuellen anthropologischen Ausstellung‘ für die Pariser Weltausstellung des Jahres 1878 intensiv verfolgt wurde. Ein Verzeichnis von Museen und Fachmännern wurde zusammengestellt, von denen man annahm bzw. hoffte, dass sie Objekte für die Ausstellung beisteuern würden. Regelmäßig wurde Luschan zu Besprechungen mit dem Ethnographen Felix Philipp Kanitz, dem Obmann, und Eduard Grieszelich geladen, dem Schriftführer des Komitees der Central-Commission, das die Ausstellung auf Schiene bringen sollte.

Länger als es Luschan lieb war, zogen sich die letzten Vorbereitungen bis zu seiner Abreise von Wien hin. Am 17. April bat Grieszelich Luschan schließlich, sich am 19. April um 12 Uhr in seiner Wohnung in der „Himmelpfortgasse No 7, 1. Stock Thür 14“ zu einer „Besprechung in Ausstellungs-Angelegenheiten, verbunden mit der Uebergabe einiger Beihelfe“, einzufinden: „Der Herr Obmann [Kanitz] ersucht, behufs Entgegennahme der letzten Instructionen um Ihren gefälligen Besuch am gleichen Tage zwischen 2 und 3 Uhr.“¹⁷

An diesem 17. April 1878 begann Luschan auch seine tagebuchähnlichen Aufzeichnungen in Briefform, seine ‚Chronik‘, adressiert an seine Eltern, die am Sonntag davor, dem 14. April 1878 Wien in Richtung Laibach verlassen hatten, mit folgendem Eintrag:

„Liebe Eltern !

Dasz ich meine „Pariser Briefe“ noch in Wien beginne, daran ist der „Praesident der anthropol[ogischen] ethnograph[ischen] Ausstellung von Oesterreich“ wie der neueste officielle Titel des Herrn Kanitz lautet, Schuld und Ursach, und wenn daher der Anfang meiner Briefe noch langweiliger ist, als vielleicht die Fortsetzung, so wasch ich mir in Unschuld die Hände.“¹⁸

Er schildert zu Beginn die „Schinderei“, die er in den letzten Tagen in Wien zu erledigen hatte: zahlreiche Krankenbesuche bei Bekannten; Treffen mit Freunden und Bekannten; Besuche im „Antiken Cabinet“ und im „Mineralien Cabinet“; lange Treffen mit Ferdinand Hochstetter, dessen neue Akquisitionen er in Augenschein nahm und mit Stücken seiner eigenen Sammlung verglich; Briefschreiben an diverse Leute. Letzte Einkäufe von „Schwamm,

¹³ Special-Katalog (Hof 14 B.) der Collectiv-Ausstellung von Schul- und Unterrichts-Gegenständen, veranstaltet vom k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht (Wien 1873) 83. Vgl. M. Much, Ueber die Resultate der Welt-Ausstellung in Wien in urgeschichtlicher Beziehung, *MANthrWien* 4, 1874, 1–30, bes. 17. 30.

¹⁴ F. Luschan, Die Höhlen bei Villach, *MANthrWien* 2, 1872, 313–322.

¹⁵ Much a. O. (Anm. 13) 13. 30; vgl. auch Woldrich a. O. (Anm. 12) 246 f.; Heinrich 1995/1996, 19–23; M. Teschler-Nicola, Felix von Luschan und die Wiener Anthropologische Gesellschaft, in: P. Ruggendorfer – H. D. Szemethy (Hrsg.), *Felix von Luschan (1854–1924). Leben und Wirken eines Universalgelehrten* (Wien 2009) 55–79, bes. 60 f.

¹⁶ J. Woldrich, Urgeschichtliche Studien in der Wiener Welt-Ausstellung 1873, *MANthrWien* 4, 1874, 121; Much a. O. (Anm. 13) 27; Heinrich 1995/1996, 22.

¹⁷ Brief von Eduard Grieszelich aus Wien an Felix von Luschan, 17. April 1878 (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Korrespondenzmappe „Weltausstellung 1878 zu Paris“).

¹⁸ Luschan, Briefe aus Paris, 17. April 1878.

Pantoffel, Zahnbürstel etcetc“ waren angesagt, Essenseinladungen zu absolvieren und Akten des Organisationskomitees und Sonderdrucke von Kollegen für Paris einzupacken.

Aus einer „langweilige(n) Konferenz mit Kanitz“ erfuhr Luschan, dass er sein Reisegeld in Höhe von 300 Gulden nicht vor dem 19. April erhalten würde, woraus sich eben die Verzögerung seiner Abreise ergab. Von diesem Geld sollte Luschan nicht nur die Reise, sondern auch Installationskosten in Paris bezahlen.

Aus mehreren Stellen ist herauszulesen, dass die ‘Chemie’ zwischen Kanitz und Luschan nicht stimmte. Immer wieder schwingt in Luschans Briefen Negatives mit, wenn er auf Kanitz zu sprechen kommt. Er ist aber professionell genug damit umzugehen:

„Alles was ich ihm gegenüber thun kann, ist, ihm keine Grobheiten zu schreiben, und seine ruhig einzustecken, das habe ich bisher gethan, und werde es vielleicht auch noch weiter im Stande sein.“¹⁹

Luschan war aber nicht der einzige, der sich mit Kanitz schwer tat:

„Hofrath Hochstetter habe ich übrigens am Sonntag zum ersten Mal in Wuth gesehen, ich kam um mich von ihm zu verabschieden, er war noch sehr schläfrig und hörte kaum zu, als ich ihm von verschiedenen Pariser & anderen Dingen erzählte, zufällig erwähnte ich auch, dasz Kanitz für seine Ausstellung eine grosze Tafel mit der Inschrift F. KANITZ, PRESIDENT DE L’EXPOSITION ANTHROPOL[OG]IQUE D’AUTRICHE bestellt habe, darüber gerieth H[ochstetter] in eine solche Aufregung, dasz er aufsprang, mir verbat diese Tafel anzubringen, oder er würde seine Ausstellung zurückziehen, oder die Tafel herunterreissen, wenn er sie doch fände etcetc, ich hatte alle Mühe ihn wieder zu sich zu bringen, und ihn zu bitten, die Entfernung der Tafel auf gütlichem Wege zu verlangen. Er hat übrigens ganz recht, K[anitz] ist eitel bis zur Unerträglichkeit.“²⁰

Reise nach Paris

Luschan verließ Wien am Abend des Ostersonntags, 21. April 1878, und zwar Richtung München, wo er früh am nächsten Morgen ankam, im Hotel Leinfelder ein Zimmer bezog, frühstückte und in den Kunstverein ging. Danach besuchte er Gabriel Max, den bekannten Münchner Maler, mit dem er schon in den Jahren zuvor engen Kontakt gepflegt hatte²¹. In seinem Atelier sah er das beinahe fertige Bild „Venus und Tannhäuser“ und schrieb darüber:

„Das Bild musz man sehen, jede Beschreibung ist unmöglich, so schön ist das arme Weib, dasz ganz hingegossen im Schosze Tannhäusers liegt, der gedankenlos oder gedankenvoll – wie mans eben nimmt ins wunderblaue Meer hinausstarrt. Im übrigen ist das Bild beinahe fertig [...]“²².

Wenige Monate später, am 13. Oktober 1878, wird die Mutter Felix von Luschans, Christine, als sie dieses Gemälde in Wien ausgestellt sieht, an ihre Freundin Georgina von Hochstetter schreiben, sie sei

„nichts ahnend im Kunstverein [gewesen] der seine 1. dießjährige Ausstellung eröffnet hatte & zwar mit “Tannhäuser,, von Gabriel Max. Als ich in den Saal trete, [...] sehe ich Felix vor mir !

¹⁹ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 8. Juli 1878.

²⁰ Luschan, Briefe aus Paris, unter „Oster Montag“ [22. April 1878], aber bezogen auf den 21. April 1878.

²¹ H. D. Szemethy, Erhellendes zu Leben und Werk von Felix von Luschan und Gabriel von Max – „Felix als Tannhäuser von Max gemalt !“, in: F. Nikolasch (Hrsg.), Akten des Symposiums zur Geschichte von Millstatt und Kärnten [o.O. 2012] 95–132.

²² Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 24. April 1878.

Felix als Tannhäuser von Max gemalt ! in seinem Schooß das schönste Weib, [das] Du Dir denken kannst.“²³

Bemerkenswert daran ist, dass Luschan selbst diese Ähnlichkeit mit sich am 22. April im Atelier von Max nicht festgestellt hat. Es ist daher zu vermuten, dass Max die Gesichtszüge Felix' erst im Zuge der Fertigstellung nach dessen Besuch in München in das Gemälde eingefügt hat.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Augsburg, bei welchem Luschan den Dom und das Museum besichtigte und mit einem Redakteur der angesehenen Augsburger Allgemeinen Zeitung übereinkam, dass dieser „15 Spalten anthropologischen Inhaltes“²⁴ von ihm drucken werde – wohl einen Bericht von der Pariser Weltausstellung –, verließ er Deutschland am 24. April 1878 mit dem Zug.

Ankunft in Paris

Tags darauf nahm er in Paris ein Zimmer im Hotel de Bâsle nahe dem Bahnhof, von wo er eine wunderbare Aussicht auf den Boulevard de Strasbourg hatte, der „sich dort zu einem freien Platz erweitert so lang wie unser Graben [in Wien] und vielleicht ebenso breit, also immerhin einer der grössten häuser-umgebenen Plätze den ich je gesehen. Nach der nothdürftigsten Reinigung“ machte er sich sogleich mit öffentlichen Verkehrsmitteln auf zur Avenue Duquerne, quer durch Paris, fand aber dort das Büro der österreichische Kommission bereits geschlossen. Mittlerweile äußerst hungrig geworden, suchte er ein Lokal, in dem er etwas zu sich nehmen konnte. Die Aufschriften waren ihm allerdings alles andere als vertraut und so irrte er eine Zeitlang umher, ehe er es endlich wagte, eine Crémérie zu betreten, wo er sich „ausgiebig für den ausgestandenen Hunger“ entschädigte.

Am darauffolgenden Tag, den 26. April, begab sich Luschan abermals in die Avenue Duquerne, wo er die Herren der österreichischen Kommission antraf und „eine provisorische Eintrittskarte in die Ausstellungsräume (bekam) und den Auftrag, womöglich täglich mich bei der Commission einzufinden.“

Nach dieser persönlichen Einführung ging Luschan zu Baron August Wilhelm von Babo²⁵, Direktor der k. k. önologisch-pomologischen Lehranstalt in Klosterneuburg und einer der Mitorganisatoren der Vertretung Österreichs auf der Weltausstellung, für welchen er aus Wien einen Baedeker und eine sehr große Tasche zu übergeben hatte. In dem Haus, in dem Babo wohnte, in der Rue Mr. le Prince Nr. 9, fand er ein ideales Zimmer, das er in seinem Brief nach Hause ausführlich beschrieb und durch eine Skizze verbildlichte (Abb. 1):

²³ Brief von Christine von Luschan an Georgiana von Hochstetter aus Wien, 13. Oktober 1878 (SBB – PK, HSA, NL Luschan, K. 1, Konvolut „Briefe von Christine von Luschan an Frau Georgiana von Hochstetter“, fol. 33r/33v). Das Gemälde findet sich abgebildet bei Szemethy a. O. (Anm. 21) 126 Abb. 6.

²⁴ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 24. April 1878.

²⁵ Zu August Wilhelm von Babo (28.1.1827–16.10.1894) s. Festschrift August Freiherrn von Babo zum 100. Geburtstag ([Wien] 1927); NDB 1 (1953) 480 (E. Dumbacher).

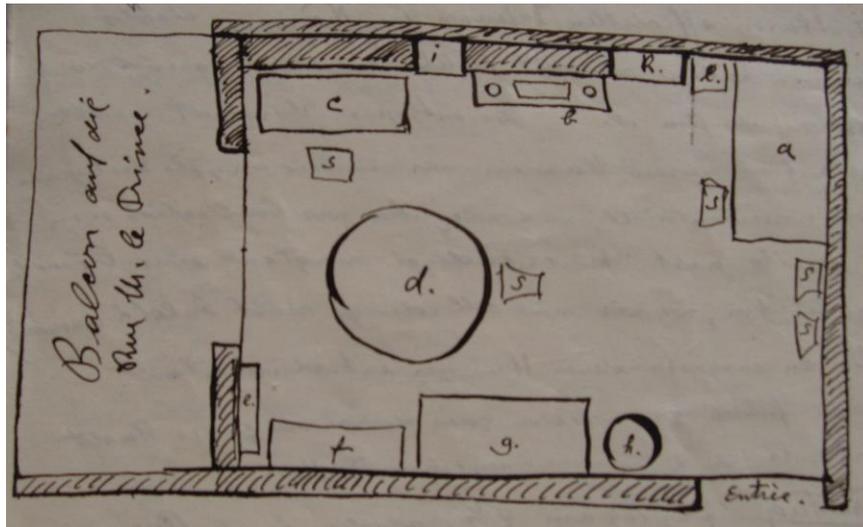


Abb. 1: Skizze von Luschans Hand von seinem Zimmer in der Rue Mr. le Prince Nr. 9 (aus Luschans, Briefe aus Paris, unter dem 29. April 1878)

„Es ist 4'5 Meter lang & 3 Meter breit, mit glasirten Ziegeln gepflastert & mit einem groszen Teppich überspannt, ausserdem neu tapeziert und noch dazu mit stylvollen Rococco-Tapeten. Anstatt des Fensters hat es eine grosze Doppel-Glasthür auf einen famosen Balcon, der den gröszten Theil der Strasze beherrscht. Das Mobiliar ist über meine kühnsten Erwartungen und zu specifiren wie folgt:

- a. Bett mit einem von zwei Stangen getragenen Vorhang.
- b. Kamin auf dem eine prachtvolle Empire-Stockuhr steht [...]
- c. Secretär mit Pult & 4 groszen & 6 kleinen Laden und einem groszen Fach alles zu versperren.
- d. Runder Tisch mit Marmorplatte, wobei zu bemerken dasz auch der Secretär, der Kamin, das Nachtkästchen & der Schubladkasten (g) mit Marmorplatten versehen sind, ein Luxus der hier sehr verbreitet und höchst angenehm ist.
- e. Offene Bücheretagere, sehr net[t].
- f. Canapé
- g. Schubladkasten mit 4 Laden
- h. Waschkasten
- i. & k. Versteckte Wandkästen, der kleinere für Victualien, der gröszere für Kleider.
- S. fünf Sesseln. [...]

Das ganze ist eine wahrhaft ideale Wohnung, an der ich täglich neue Vorzüge entdecke, es wird z. B. nicht geraucht und es gibt keinen einzigen Dienstboten im Hause !, da die Hausleute alles selbst versehen, das sind überhaupt merkwürdige Leute; sie besitzen also ein ganzes Haus, in dem sie 20 Zimmer an Fremde vermieten und besorgen alles selber [...].“

Im Unterschied zu diversen Spelunken, die sich Luschans bereits angesehen hatte, war dieses Zimmer nicht nur perfekt eingerichtet, sondern mit 45 Franken monatlich noch dazu sehr günstig. Und der Vorzüge noch nicht genug, schreibt Luschans:

„ich kann in einer halben Minute im Jardin de Luxemburg sein, der etwa unserem Belvedere entspricht, nur wenigstens 5 mal so grosz ist, habe nicht weit in den Jardin des Plantes [...], und wohne überdies in einer Strasze, die zwei grosze Boulevards miteinander verbindet, das Boulevard St. Michel & das B^{vd} St. Germain, die beide von zahllosen Tramways & Stellwägen befahren werden – besser könnte ichs also nicht mehr treffen.“

Luschans übersiedelte noch am selben Tag, „obwol es Freitag war und mein Zimmer N^o. 13 hat“, und richtete sich ganz häuslich ein.“ Vom liebenswürdigen Vermieter erhielt er bei einem Spaziergang eine Menge praktischer Tipps, soupierte mit ihm „zusammen in der nahen

Rue Vaugirard in einer ganz famosen Cr merie, deren Inhaber den romantischen Namen Polidor trägt, sonst aber ein sehr nüchterner [...] Mensch ist, den ich bis auf weiteres zu meinem Leibkoch ernannt habe.“ Das Lokal befand sich gleichsam ums Eck von Luschans Unterkunft.

Samstag, den 27. April, suchte Luschan wieder die Kommission auf, beredete sich mit Ministerialrat Leopold Walcher Ritter von Moltheim, dem Generalkonsulstellvertreter in Paris, und Sektionsrat Anton von Pretis-Cagnodo, dem Leiter des B uros der österreichisch-ungarischen Ausstellungskommission in Paris, und machte

„dann von 1 – 6 Uhr eine Tour durch die Ausstellungsräume. Da wird direct ungl ubliches geleistet, riesige Dampfmaschinen pressen und ebnen den Boden, oder befördern ihrer würdige Kisten, überall wird gehämmert und gepflastert, gebaut & tapeziert beinahe nirgends aber schon – ausgepackt – ich weisz nicht, wie das am 1 ten Mai sein wird, jedenfalls noch unfertiger als seiner Zeit in Wien²⁶. Die Gebäude im Ganzen & Groszen haben mir den Eindruck gemacht, als ob sie weniger groszartig und stylvoll daf ur aber bunter und piquanter wären als die Wiener von 1873. Der vergl[eichbare] ethnographische Theil aber, die typischen Facaden²⁷ sowol als die auf dem Trocadero zerstreuten Pavillons der einzelnen Länder ist ebenso schön als instructiv und übertrifft alles in Wien dagewesene weit – unsern egyptischen Palast glücklichen Angedenkens, allerdings ausgenommen.“

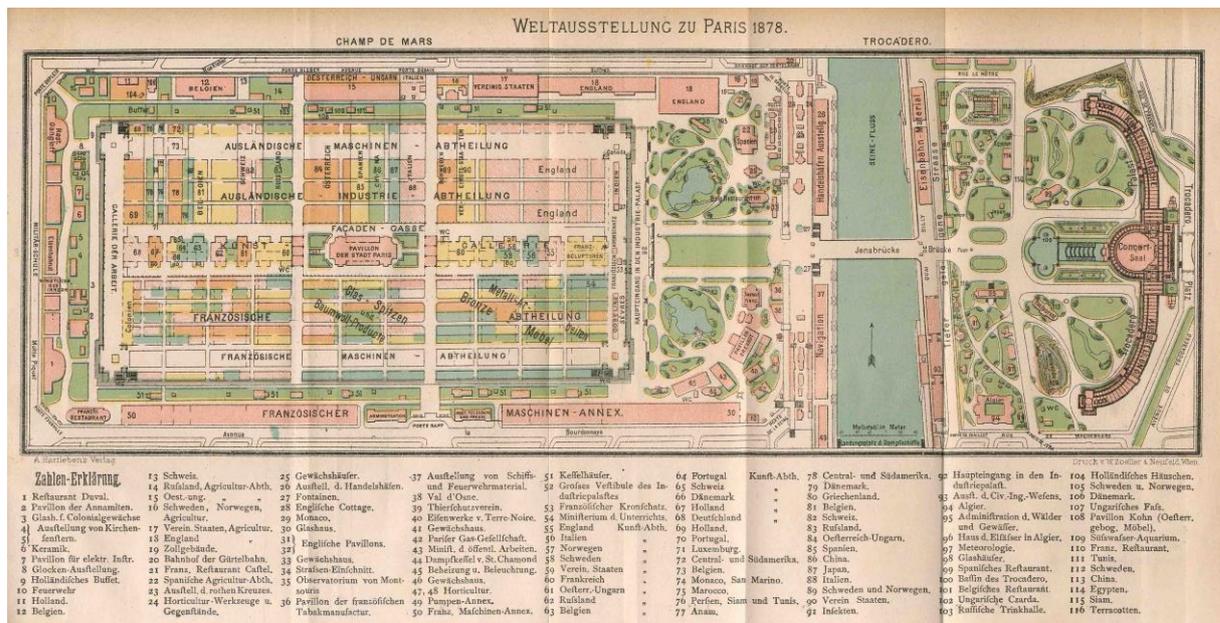


Abb. 2: Plan des Weltausstellungsgel ndes in Paris, 1878 (aus Hesse-Wartegg a. O. [Anm. 1])

²⁶ Vgl. F. Pecht, Kunst und Kunstindustrie auf der Pariser Weltausstellung 1878 (Stuttgart 1878) 9: „Jedermann weiß nachgerade, daß eine Exposition dieser Art nie fertig wird, wenn sie offiziell angesagt ist. Die jetzige aber übertrifft in diesem Punkt alle ihre Vorgängerinnen, sie liegt noch in den Windeln.“

²⁷ Gemeint sind die der Rue des Nations im Innenhof des Ausstellungsgeb udes, an welcher die Aussteller den Eingang zu ihrer Landesausstellung in landestypischer Bauweise gestalten konnten. Jacob von Falke urteilte über diese „Straße der Nationen“ wenig schmeichelhaft (J. von Falke, Lebenserinnerungen [Leipzig 1897] 245 f.): „Zwischen den beiden Langgeb uden des Industriepalastes lief ein nicht sehr breiter Hof entlang, ungefähr wie eine Straße. Dieser sollte die eigentliche dekorative Kunst der Ausstellung vorstellen. Da jede Nation mit ihrer Abteilung auf diesen Hof mündete, so sollte sie sich selber eine Façade erbauen nach der Eigenbauart ihres Landes. Das ist auch zum gr o ten Teil geschehen, das Resultat war aber, daß ich nie in solcher bunten Zusammenstellung aller verschiedenen Stile etwas  deres, Unk nstlerisches gesehen habe als diese „Straße der Nationen“, wie man sie nannte.“ – Zur Rue des Nations und den Ausstellungsbauten der Weltausstellung s. J. St bber, Die Architektur der Pariser Weltausstellung des Jahres 1878, Deutsche Bauzeitung 12, 1878, Nr. 88, 445–448; Nr. 90, 457; Nr. 92, 465–467; Nr. 94, 477–479; Mattie a. O. (Anm. 1).

Die von Luschan genannten Ausstellungsräume befanden sich, wie schon bei der Weltausstellung des Jahres 1867, auf dem Marsfeld (Abb. 2). Man bezog aber 1878 das mit dem eigentlichen Ausstellungsgelände durch die erneuerte und verbreiterte Jenabrücke (Pont d'Iéna) verbundene gegenüberliegende Seineufer mit dem Trocadero- und dem Trocadero-Palast errichtet hatte, in dessen beidseitigen hufeisenförmig sich zur Seine öffnenden Flügelhallen eine großartige Kunstaussstellung eingerichtet wurde und von dem sich von einem mächtigen Wasserfall ausgehend stufenförmig Wasserspiele zur Seine hin ergossen²⁸.

Die Bauarbeiten waren also noch im Gange und Luschan konnte noch nicht mit dem Aufbau der Ausstellung beginnen. So machte er in den ersten Tagen etliche Antrittsbesuche, etwa beim polnischen Grafen Wladimir Dzieduszycki aus Lemberg, Ehrenmitglied der österreichisch-ungarischen Ausstellungskommission. Er war nach Luschan „sehr liebenswürdig und [...] obwol er etwas stottert und sehr hinkt doch ein ganz imposanter Mensch [...]“. Er war überdies einer der „größten Aussteller, hat den Transport seiner Kisten selbst gezahlt und hier für Zwecke seiner Holz-Ausstellung einen eigenen Tischler den er mir seiner Zeit zur Verfügung stellen wird, „den Tischler & sich selbst“ wie er sich ausdrückte“²⁹.

In den Museen der Stadt, die Luschan in den ersten Tagen aufsuchte, war er vom Reichtum der Sammlungen so sehr überwältigt, dass er sogar aufs Essen vergaß. Im Zoo frischte Luschan seine „sehr lückenhaft gewordenen zoologischen Kenntnisse“ wieder etwas auf,

„und studirte vor allen die beiden Flusspferde, ich hatte nie früher ein lebendes Hippopotamus gesehen³⁰, und sie haben mir einen tiefen Eindruck gemacht, ich halte sie für eine der größten Merkwürdigkeiten von Paris und der ganzen Zoologie, was beides gewisz sehr viel bedeuten wird. Abgesehen von dem Anachronismus der in einem solchen Hippopotamus verkörpert liegt, und der es ebenso interessant macht, als wenn plötzlich ein alter Höhlenbewohner oder gar der tertiäre (!) Mensch-Affe des Abbé Bourgeois unter uns befrackten Leuten erscheinen oder gar ein Pterodactylus auf einer Telegraphenstange von langem Fluge rasten würde, abgesehen davon ist es auch die Disharmonie zwischen äusserer Gestalt und innerem Bau, zwischen Form und Anatomie die mir an dem Thiere so sehr interessant ist.“³¹

Als er in einer Vorstadtzeitung las, dass in der Rue Nicole ein römischer Friedhof entdeckt worden war, stattete er der Ausgrabung umgehend einen Besuch ab, traf den Eigentümer des Grundes Leon Landau an und kam mit ihm ins Gespräch. Dieser versprach ihm einen Schädel für seine Sammlung und lud ihn zur Öffnung eines kleinen Sarkophages ein, in dem ein Skelett eines etwa 3-jährigen Kindes entdeckt wurde. Etliche Säulentrümmer auf dem 'römischen' Friedhof datierte Luschan in das 10. bis 12. Jahrhundert, einige Inschriftensteine aber mit Gewissheit in das 1. und 2. Jahrhundert n. Chr.³²

²⁸ Zum Ausstellungsgelände und seinen Bauten s. Pecht a. O. (Anm. 26) 15–21.

²⁹ Die letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 29. April 1878.

³⁰ In Wien war zum ersten Mal im Jahre 1909 ein Flusspferd im Tiergarten Schönbrunn zu sehen, s. <<https://www.zoovienna.at/tiere/saeugetiere/flusspferd/>, 10.11.2017>.

³¹ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 30. April 1878.

³² Zu den Ausgrabungen s. L. Landau, Un Coin de Paris. Le cimetière gallo-romain de la rue Nicole. Relation destinée à servir à l'histoire de la Ville de Paris (Paris 1878).

Sehr nervös war Luschan vor seinem Antrittsbesuch bei Jean Louis Armand de Quatrefages³³, einem der bedeutendsten französischen Naturforscher, Präsident des Initiativkomitees der anthropologisch-ethnographischen Ausstellung, Leiter der Abteilung Anthropologie und Ethnologie am Musée national d'Histoire naturelle in Paris und Präsident der Pariser anthropologischen Gesellschaft. Doch legte sich die Aufregung bald, als ihm Quatrefages gleich zu Beginn sagte, „mich schon lange aus meinen Schriften zu kennen.“ Luschan erfuhr aus der Unterredung mit ihm von der

„Leidensgeschichte der anthropolog[ischen] Ausstellung. Diese hätte ursprünglich in einer der Gallerien des Trocadero aufgestellt werden sollen, dann in einen Pavillon in unmittelbare Nähe desselben kommen, für beide Plätze waren detaillirte Pläne etc entworfen, Kästen bestellt etc. doch die oberste Leitung widerrief beidemale die gemachten Zusagen und baut nun auf einem gemietheten Terrain – das sich momentan noch ausserhalb des Ausstellungsrayons befindet – ein allerdings sehr zweckentsprechendes groszes Gebäude, für das aber wieder neue Kästen etc gemacht werden müssen. In der allerliebenswertigsten Weise liess er mich beinahe gar nicht zu Wort kommen, wofür ich ihm allzeit dankbar sein werde, und erzählte mir dann mehreres zur Geschichte des Jardin des plantes und schloss damit, dass seine Sammlungen zwar Gallerien (galerie d'anatomie comparée et d'anthropologie ist der offizielle Titel) heissen, aber nur Magazine sind, er habe nur Material gesammelt, und besonders viele Geschenke erhalten für die er auch mir danken muss, aber für würdige Räume müsse sein Nachfolger sorgen.

Er behielt mich weit über eine Stunde, und sprach immer so klar und verständlich wie ich noch nie früher französisch reden gehört habe, ich verstand jedes Wort und bekam mit der Zeit auch Courage selbst zu reden und erzählte ihm vom Musée Hochstettère, um das er sich angelegentlich erkundigte und das ihn sehr interessirte. Als ich mich beim Gehen noch ob meines schlechten Französisch entschuldigte, meinte er dass er sich mehr als glücklich schätzen würde, so gut Deutsch zu reden [...] Und so entliess er mich denn höchst gnädig, mit der Aufforderung, ihn bald wieder zu besuchen, mir aber war ein groszer Stein vom Herzen [gefallen], und ich werde diese Stunde immer in ebenso angenehmer als dankbarer Erinnerung behalten.“

Am Ausstellungsgelände gingen die Arbeiten Ende April mit unglaublichem Fortschritt voran. Pariser Zeitungen zufolge waren 10.000 Arbeiter in jenen Tagen dort beschäftigt, eine Zahl, die Luschan anzweifelte, denn die Zeitungen berichteten auch „ganz im Ernste, dass bereits anderthalb Millionen Fremde in Paris angekommen seien“, was Luschans „Schätzung nach wenigstens um drei Viertel übertrieben ist.“³⁴

Die Eröffnungsfeier der Pariser Weltausstellung

Am 1. Mai 1878 fand die offizielle Eröffnung der Weltausstellung statt. Luschan erhielt an diesem Tag seine permanente Eintrittskarte für das Ausstellungsgelände, mit der es ihm möglich wurde,

„auch vor 10 Uhr in die Ausstellungsräume gelangen zu können, die dem zahlenden Publicum vor dieser Zeit streng verschlossen sind, man gewinnt dadurch zwei doppelt brauchbare Stunden, man ist noch nicht müde und auch nicht durch die drängende Menge genirt.“

Sofort geht er – „vielteneidet von hundert“ – vorbei an den langen Schlangen der Wartenden in die Ausstellung, durchheilt die weiten Räume, findet einiges, z. B. die englische Abtei-

³³ Zu diesem berühmten französischen Zoologen und Anthropologen (10.2.1810–12.1.1892) s. D. Ferembach, Jean Louis Armand de Quatrefages de Breau (1810–1892), *International Journal of Anthropology* 4, 1989, 305–307.

³⁴ Die beiden letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 30. April 1878.

lung, schon fast fertig und „unerhört prächtig“, ebenso die Abteilungen der englischen Kolonien, vor allem aber

„China & Japan, deren Commissäre bereits um 10 Uhr in voller Wuchs dastanden und sich des fertigen Werkes freuten, die Chinesen ganz in Nationaltracht, die Japanesen ebenso ausnahmslos wie immer in Frack und weisser Cravate“.

Die österreichisch-ungarische Abteilung war dagegen am „allerunfertigsten [...], höchstens 7 oder 8 Kästen waren in Ordnung, ebensoviele vielleicht fertig aufgestellt, alle anderen erst im Bau begriffen, überall grosse Haufen von uneröffneten Kisten.“

Nachmittags nahm Luschan an der feierlichen Eröffnung teil, sah dabei auch „das unglaublich ausdruckslose Gesicht des Präsidenten der Republik [gemeint ist Patrice de MacMahon], die komisch altmodischen Uniformen der Senatoren und Akademiker, die wenigen fremden Uniformen & Costüme“, darunter auch die der österreichischen Ehrengäste. Am meisten faszinierte ihn aber eine Indierin,

„die am Arm eines riesigen Voll-blut-Lords dahinschwebte. Ich habe nie früher eine Indierin gesehen und habe die eine nun fast so sehr bewundert, wie tags vorher die beiden Hippopotami im Jardin des plantes. Von dem graziösen Wuchs der Hindufrauen hatte ich schon immer gehört, noch nicht aber von der Schönheit ihres Teints, diese ist aber wenigstens bei dieser einen Frau eine ganz unbeschreibliche, und laszt sich höchstens mit der so seltenen hellbraunen Patina vergleichen, die Du auf manchen meiner römischen Münzen gesehen hast, mit der sie auch die hellen fast goldigen Reflexe gemein hat.“

Nach Ende der Eröffnungsfeier begab sich Luschan in die Kunstausstellung, wo er in der österreichischen Abteilung vor Makarts großem Historiengemälde „Einzug Karls V. in Antwerpen“, das kurz zuvor schon in Wien 23.000 Besucher ins Künstlerhaus gelockt hatte³⁵, den Bildhauer und Innenarchitekten Lorenz Gedon³⁶ traf, der nach Paris geschickt worden war,

„um die architectonische Ausschmückung der deutschen Kunstabtheilung zu leiten und ausserdem die 40 Münchener Bilder aufzuhängen. Auch er war (unerhörtes Ereignis)! in Frack und Claque, schimpfte aber lustig auf die Franzosen darauf los und besonders über den Mangel an den Münchner Halben & Ganzen (i[d] e[st] Liter).“

Als Luschan das Gedränge zu arg wurde, ging er über die Jenabrücke zu jenem noch unfertigen Pavillon (Abb. 3), in dem die anthropologisch-ethnographische Abteilung ausgestellt werden sollte:

„Er ist ungefähr 6 mal so lang als breit, hat sehr gutes Oberlicht, und zwei Thüren von der Trocadero Seite, er steht unmittelbar an einer Strasse neben der Seine, und hat gegen diese zu keinen Eingang. Die Schmalseiten haben auch Fenster, den Arbeitsräumen entsprechend. Ausser diesen vier kleinen Räumen sind noch zwei grözere von dem langen Saal abgetrennt, über deren Bestimmung ich noch nichts weisz, der Rest ist ein einziger groszer Saal der gegen 60 Meter lang ist und längs allen Wänden verticalstehende Glaskästen erhalten soll, nur in der Mitte kommt eine Doppelreihe von horizontalen Vitrinen.“

Vor dem 13. Mai war mit Auspacken nicht zu rechnen, sodass Luschan für die nächsten Tage genügend freie Zeit haben würde, die er der Ausstellung und dem Louvre widmen wollte.

³⁵ Vgl. J. Quittan (Hrsg.), 100 Jahre Künstlerhaus 1861–1961 (Wien 1961) 37; B. Weitner, Das Kostüm bei Hans Makart. Seine Auseinandersetzung mit Historie in Malerei, Theater, Festzug und Künstlerfest (München 2017) 221.

³⁶ Zu Lorenz Gedon (24.11.1844–27.12.1883) s. D. Bachmeier, Lorenz Gedon 1844–1883. Leben und Werk (Diss. München 1988); B. Gedon, Lorenz Gedon. Die Kunst des Schönen (München 1994) bes. 138–144 (‘Ein Münchner begeistert Paris. Die Weltausstellung von 1878’).

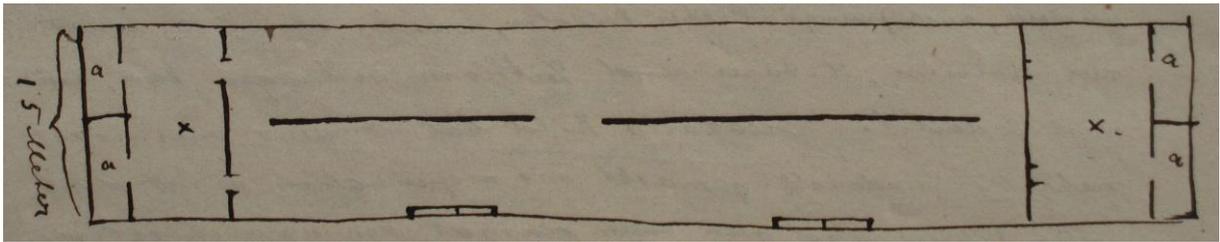


Abb. 3: Skizze Luschan's des in Bau befindlichen Ausstellungspavillons (Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 1. Mai 1878)

Am Abend des 1. Mai bewunderte Luschan gemeinsam mit Babo die Pariser Illumination, die jene der Weltausstellung in Wien 1873 bei weitem übertraf:

„Ausser den Millionen kleiner Gasflammen die alle öffentlichen und viele private Gebäude erhellten, waren allüberall bunte Lampions angebracht, ungezählte und unzählbare Mengen, die nicht nur die Häuser von den Läden bis zu den Dachlücken magisch beleuchteten, sondern auch von manchen auf ihren Cylindern [...] befestigt wurden, wie sie auch auf allen Fuhrwerken prangten und auf einzelnen Plätzen an groszen Drahtgürländen befestigt waren. Ebenso unzählbare Tricoloren erhöhten überall die bunte Pracht [...]“.

2 Millionen froher Menschen waren unterwegs. Man sah der Menge an,

„dass sie das Friedensfest des Tages als revanche betrachtete für das Unheil, das man ihr 1870 und 71 zugefügt. Was mir aber noch mehr als die Illumination selbst imponirte, war die tadellose Ordnung die unter der ungeheuren Menge herrschte, ich habe nicht eine einzige Rohheit oder Unanständigkeit gesehen, nicht von einem einzigen Diebstahl gehört, und du weiszt vielleicht noch, wie es damals in Wien zuging und wie der Berliner Pöbel bei einer ähnlichen Feierlichkeit einmal auch eine Brücke zerbrach, so dass über hundert Menschen ertranken. Da ist mir auch zum ersten Male klar geworden, was mir schon lange halb bewusst war, der Unterschied zwischen Civilisation und Intelligenz, zwischen Franzosen und vielen anderen Culturvölkern – zwischen Quatrefages und Virchow etc.“³⁷

Zur 'Untätigkeit' gezwungen

In den folgenden Tagen fuhr Luschan zwei Mal mit dem Zug nach St. Germain en Laye unweit von Paris. Der angesehene französische Vorgeschichtsforscher Gabriel de Mortillet³⁸, der als Begründer der Altsteinzeitforschung gilt und Direktor des Musée des antiquités nationales im Schloss von Saint-Germain-en-Laye war, empfing ihn „und hatte die Güte, mich durch drei Stunden in den Abtheilungen der Steinzeit herumzuführen, und machte mich wirklich auf vieles aufmerksam, das ich früher übersehen.“³⁹

³⁷ Die letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 1. Mai 1878.

³⁸ Zu Gabriel de Mortillet (29.8.1821–25.9.1898) s. S. Reinach, Gabriel de Mortillet, *Revue Historique* 69, 1899, 67–95; G. Junghans, Gabriel de Mortillet 1821–1898 – Eine Biographie. Materialien zur Darstellung seiner Ideen und Beiträge zur Erforschung von Ursprung und Geschichte der Menschen (Bonn 1987); É. Gran-Aymerich, *Dictionnaire biographique d'archéologie, 1798–1945* (Paris 2001) 474–476; <<https://www.inha.fr/fr/ressources/publications/publications-numeriques/dictionnaire-critique-des-historiens-de-l-art/mortillet-gabriel-de.html>, 10.11.2017>.

³⁹ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 9. Mai 1878.

Im Museum lernte Luschan ferner den jungen dänischen Prähistoriker Sophus Müller⁴⁰ kennen, der vor kurzem gegen die Meinung mehrerer deutscher Forscher aufgetreten war, dass die nordischen Bronzen durchwegs Importe aus dem Süden seien – im übrigen sehr zum Wohlgefallen Luschans, der Müllers Ansicht durchaus teilte. Nach einem gemeinsamen Mittagessen, zu dem Mortillet Luschan und Müller in seine Wohnung eingeladen und in dessen Verlauf er ihnen seine Familie vorgestellt hatte –

„Frau, drei Töchter zwei Söhne von denen der ältere seinen Militär Dienst macht und abwesend war, der jüngere aber ein sehr netter Bursch ist. Mortillet hat früher auch grosze Reisen gemacht und seine Kinder sind der Reihe nach in Spanien, Griechenland und Italien zur Welt gekommen.“ –,

zeigte der Hausherr seinen Gästen zwei große „Albums mit beinahe 200 Photographien von Archaeologen und Praehistorikern“, die Luschan schwer beeindruckten.

Nachmittags wurde Luschan im Museum, mit „S[ophus] Müller in lebhafter Discussion begriffen über die Funde von Thenay – die unter dem Namen der tertiären Feuersteine des Abbè Bourgeois in der ganzen Welt bekannt sind“, auch mit Alexandre Bertrand⁴¹, dem Archäologen und eigentlichen Gründer des Museums in Saint-Germain-en Laye, bekannt gemacht,

„der nun nicht ermangelte, uns auch seine Ansicht über diese Funde mitzuthemen, die natürlich derjenigen Mortillet’s ganz entgegengesetzt ist, wie denn überhaupt der eine alles schwarz findet, was der andere weisz nennt und umgekehrt.“⁴²

Wie wir sehen, wächst Luschans Netzwerk in den ersten Tagen und Wochen seines Parisaufenthaltes durch persönliche Kontakte zu durchwegs bekannten Persönlichkeiten unaufhörlich.

Der regelmäßige Verkehr mit französischen Wissenschaftlern bringt uns auf die Frage, wie es denn mit der Sprachfertigkeit unseres Reisenden aussah. Dass es mit seinem Französisch nicht gar so schlecht gestanden haben dürfte, haben wir bereits im Zusammenhang mit dem Besuch bei Quatrefages vernommen. Er selbst war aber nicht restlos mit seiner Sprachbeherrschung zufrieden und erkannte durchaus Verbesserungspotenzial. Und als er einmal in der Dämmerung an der Kirche Notre-Dame vorüberging,

„wurde ich durch ein ganzes Meer von Licht förmlich geblendet, dasz sich für einen Augenblick aus derselben ergosz, ich trat ein und hörte ein Stück einer Predigt über den Nutzen der Versuchungen. Ich verstand im Anfang wahrlich nicht viel, merkte aber bald, das das etwas für mich sei, und seither gehe ich alltäglich nach dem Essen, wie andere ins Theater, in den imposanten gothischen Riesenbau um französisch zu lernen und mich zu amusiren, denn bei Gott, über schönere Decorationen verfügt kein Theater der Welt und wenn auch manchmal die Musik (vor der Predigt) meinem unmaszgeblichen Urtheil nach nicht die allerbeste ist, so ist der Text der Comödie dafür so spannend, so interessant und manchmal auch so piquant, als man es sich nur immer wünschen kann.“⁴³

Um sein Französisch weiter zu verbessern, las Luschan täglich sechs Zeitungen,

⁴⁰ Zu Sophus Müller (24.5.1846–23.2.1934) s. B. Gräslund, *The Birth of Prehistoric Chronology. Dating methods and dating systems in nineteenth-century Scandinavian archaeology* (Cambridge 1987) 119.

⁴¹ Zu Alexandre Bertrand (21.6.1820–8.12. 1902) s. S. Reinach, *Alexandre Bertrand*, RA 1903, 53–60; Gran-Aymerich a. O. (Anm. 38) 69 f.; <<https://www.inha.fr/fr/ressources/publications/publications-numeriques/dictionnaire-critique-des-historiens-de-l-art/bertrand-alexandre.html>, 10.11.2017>.

⁴² Die letzten Zitate nach Luschan, *Briefe aus Paris*, unter dem 9. Mai 1878.

⁴³ Luschan, *Briefe aus Paris*, unter dem 2. Mai 1878.

„nemlich zwei grosse, 2 kleine und zwei mittlere, clericale republicanische, bonapartistische feudale und socialdemocratische, studire täglich wenigstens 6 „Fortsetzungen“ von schlechten Romanen, von denen ich weder Anfang kenne noch das Ende erfahren werde, [...] und rede mit allen, die mich anhören wollen – aber es passirt mir noch immer wie am ersten Tag, dasz manchmal wenn ich jemanden zum ersten Male etwas frage er mich angafft, als ob ich chinesisches gesprochen hätte. Französisch ist wunderschön aber – schwer, wie ich nie eine Ahnung gehabt habe. In dessen ich gebe die Hoffnung nicht ganz auf es schliesslich doch zu erlernen und studire seit einigen Tagen sogar auch wieder den grossen Hirzel-Orelli⁴⁴ den ich glücklicher-Weise mit habe.“⁴⁵

Immer wieder ging Luschan in die Ausstellung, traf dort mitunter auf bekannte Österreicher wie Rudolf von Eitelberger oder Graf Zichy. Er beabsichtigte, sich in der Ausstellung

„vorläufig zu orientiren und immer wieder von neuen zu sehen wie riesiges Material besonders in ethnographischen Dingen hier aufgespeichert ist. Abgesehen von den reichen Ausstellungen der französischen & englischen Colonien ist besonders auf dem auch landschaftlichen schönen Raum zwischen Champs de Mars & Trocadero eigentlich nur ein einziges riesengrosses ethnographisches Museum. Wohnhäuser und Bazars, Waffen und Geräte, Schmuck und Kleider Sitten und Gebräuche, Männer & Weiber aus allen Welttheilen kann man da studiren⁴⁶ [...] Etwas aber hatte unsere [d. h. die Wiener] Ausstellung doch vor der hiesigen voraus, dasz man leichter etwas zu essen bekam ! Ausser der Restauration Duval vor der man förmlich Queue machen musz um hineinzukommen ist alles andere direct unbezahlbar [...]“⁴⁷.

Mit dem Essen in der Stadt Paris war Luschan dagegen hoch zufrieden, obgleich:

„Mit den so viel gepriesenen Restaurants à prix fixe ist es allerdings nicht weit her, die Diners & Dejeneurs unter 2 francs sind schlecht und ungenügend, die über 2 francs eine sinnlose Verschwendung, man wird gezwungen, 6 oder 7 Speisen zu essen, die einzeln alle wunderbar sind, aber vom physiologischen Standpunct aus nur wenig Werth haben. Denn von den besten Radieschen, dem schönsten Spargel, den prachtvollsten Artischocken wird man vielleicht satt, aber man nährt sich nicht damit, besonders wenn man wie ich einen Magen hat, der nach Art des Carnivoren-Magens eingerichtet ist, und keine besonderen Fächer zum Wiederkäuen etc hat.“

Luschan hatte sich daher schon bald Restaurants gesucht, „in denen man à la carte essen kann“, und war durch Baron Babo auf die Crémérie Corneille aufmerksam geworden,

„deren Eigenthümer Polidor genannt der Unvergleichliche, einem zu jeder Zeit selbst zwischen 2 und 4 wo hier in anderen Restaurants nicht[s] zu haben ist, etwas gutes vorsetzt. Ursprünglich eine gewöhnliche Crémérie in der man nur Caffé und Milchspeisen bekam, ist das kleine Local seit einigen Jahren zum „Restaurant international“ avancirt, Engländer, Russen, Americaner und Deutsche sind manchmal ebenso zahlreich als Franzosen selbst vertreten, nie ist ein Tisch leer und zu gewissen Stunden musz man sogar auf einen Platz warten. Ein americanischer Journalist Namens Freeze, der einmal in Heidelberg war, und seither die Marotte hat „Stud. phil. Heidelberg“ auf seine Karte zu setzen, Babo und ich bildeten da eine Zeit lang einen veritablen Club, der neben dem Zweck der Ernährung noch den der Linguistik verfolgte. Freeze wollte deutsch lernen, Babo englisch und ich französisch, jeder muszte Satz für Satz in allen 3 Sprachen zum Besten geben, was natürlich ein Kauderwelsch lieferte, das selbst unsere ernstesten Tischnachbarn zum Lachen brachte.“

Genau beschrieb er seinen Eltern, was er frühstückte und woraus sein Dinner bestand, und gestand, dass er immer riesigen Hunger habe,

⁴⁴ Luschan bezieht sich damit auf die „Praktische französische Grammatik“ von Caspar Hirzel, umgearbeitet von Conrad von Orelli, die 1878 in der 18. Auflage aus dem Jahre 1869 vorlag.

⁴⁵ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 11. Mai 1878.

⁴⁶ Zu diesem Teil der Weltausstellung, in dem sich u. a. Algier, Marokko, Tunis, Ägypten, Persien, China und Japan durch Pavillons oder Paläste präsentierten, s. Hesse-Wartegg a. O. (Anm. 1) 159–207.

⁴⁷ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 3. Mai 1878.

„was wie ich glaube mit der Reinheit der Luft in Zusammenhang steht [...] Möglicherweise kömmt auch die Nähe des Meeres in Betracht, ich weisz es nicht, aber dasz die zwei Millionen Einwohner von Paris Landluft athmen, dessen bin ich sicher, und das beweist mir auch mein bedeutend gesteigertes Nahrungsbedürfnis, das mich manchmal direct an Millstatt erinnert.“

Der rote Wein sei ausgezeichnet, Bier weit teurer als Wein. Um seinen stets großen Durst zu stillen – und wohl auch um Geld zu sparen –, hätte er aber

„schon ein wunderbares Surrogat entdeckt, – Limonade – zwei Gläser um 1 Sou, noch dazu eigenes Fabricat, also unverfälscht und echt ! [...] Jetzt kaufe ich mir jeden zweiten Abend eine grosze Citrone um 2–3 Sou, und habe jeden Abend zwei grosze Gläser Limonade – das heiszt zwei Gläser von etwas, das ich Limonade nenne, als Erfinder hätte ich wol das Recht gehabt auch einen pompöseren Namen zu wählen, bin aber zu „unimaginative“ dazu ! Ich weisz nicht, wie man in Wien Limonade macht, in Paris mache ich sie so: In mein Zahn-Putz-Glas wird etwa ein Eszlöffel voll Limoni-Saft gepreszt, das Glas sodann mit Wasser aus meiner Wasserkanne (das immer mit K[alium] hyperm[anganicum] rosenroth gefärbt ist) vollgefüllt, hierauf wird mit dem Zahn-bürstel-Stiel umgerührt und mit Wonne ausgetrunken.“

Über seinen Tagesablauf schrieb Luschan im Mai Folgendes:

„ein Cubaner, der ober mir (im 5ten Stock) wohnt, hat einen Wecker, den er mit einer mich an Oscar erinnernden Pünctlichkeit Tag für Tag respective Abend für Abend immer für 5 Uhr richtet, was ihn natürlich nicht hindert, bis 11 Uhr zu schlafen, mir aber sehr zu guten kömmt oder weniger gekommen ist, jetzt werde ich schon früher von selbst wach, ziehe mich halb an, öffne meine Doppelthüre auf den Balkon und studire entweder die letzte scandalöse Gerichts-Verhandlung [...] oder sonst eine Zeitung, [...] oder ich schreibe Dir oder thue sonst was nothwendig ist. Dann wird gewöhnlich 8 ½ gefrühstückt, in die Ausstellung oder sonst wohin gegangen, irgend einmal und irgendwo dejeuner, dann um 7 Uhr womöglich bei Polidor dinirt, um 8 Uhr in die Predigt [in die Notre Dame] und Schlag 9 ins Bett gegangen. C'est tout.“⁴⁸

Anfangs wurde es selten später, nur einmal ging er größer aus, als der französische Handelsministers Pierre Edmond Teisserenc de Bort zu einer Ballveranstaltung einlud, wodurch Luschan gezwungen war, sich neue Lackstiefel zu kaufen,

„für ganze 22 frs [...], die theuersten aber auch weitaus die schönsten Stiefel die ich je besessen – so wunderbar, dasz ich Nachts beim Nachhausegehen sie am liebsten ausgezogen hätte, um sie ja nicht zu ruiniren !“⁴⁹

Anfang Mai besuchte Luschan erstmals eine Vorlesung von Quatrefages über Anthropologie im Jardin des Plantes. Sie fesselte ihn und er beschloss, den Kurs bei Quatrefages weiter zu hören, „solange es irgend geht obwol die Zeit ungeschickt genug ist. 3–4 jeden Dienstag, Donnerstag & Samstag.“ Da es zwischen Ausstellungsgelände und dem Jardin des Plantes eine Dampfschiffverbindung gab, konnte Luschan diese Vorlesungen relativ unkompliziert auch zwischendurch besuchen. Gute zwei Monate drückte Luschan regelmäßig die Studierbank, erst ab Mitte Juli nahm er an dem Kurs nur mehr unregelmäßig teil. Auch bei Jean Albert Gaudry, dem Professor für Paläontologie, hörte Luschan einige Einheiten, war jedoch nicht so begeistert von dessen Vortrag wie von jenem Quatrefages’.

Die freie Zeit nutzte Luschan immer wieder für Museumsbesuche. Das Musée Cluny, das berühmte Renaissance-Museum, sagte ihm wenig zu. Vor allem ärgerte er sich über die Beschriftungen,

⁴⁸ Die letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 11. Mai 1878.

⁴⁹ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 8. Mai 1878.

„prachtvolle in Messing gravirte Täfelchen, auf denen die einzelnen Objecte mit grosser Sorgfalt als „Don[ation. de Mr. le Senateur X oder de Madame la princesse Y.“ bezeichnet sind. Das ist doch zu dumm und würdig des Museums von Klagenfurth oder Linz.“⁵⁰

Dagegen war er vom Louvre mehr als begeistert. Fünf Stunden hatte er bei seinem ersten Besuch in den Sammlungen verbracht, musste jedoch feststellen: „Wirklich gesehen hat man sie nicht, ohne wenigstens 30 Tage dafür zu verwenden.“⁵¹ Das Musée du Luxembourg bezeichnete er „für das Verständnis der allerjüngsten französischen Kunst geradezu fundamental“⁵², kein Wunder, waren hier doch die zeitgenössischen Kunstschaaffenden wie Jean-Auguste-Dominique Ingres und Eugene Delacroix ausgestellt.

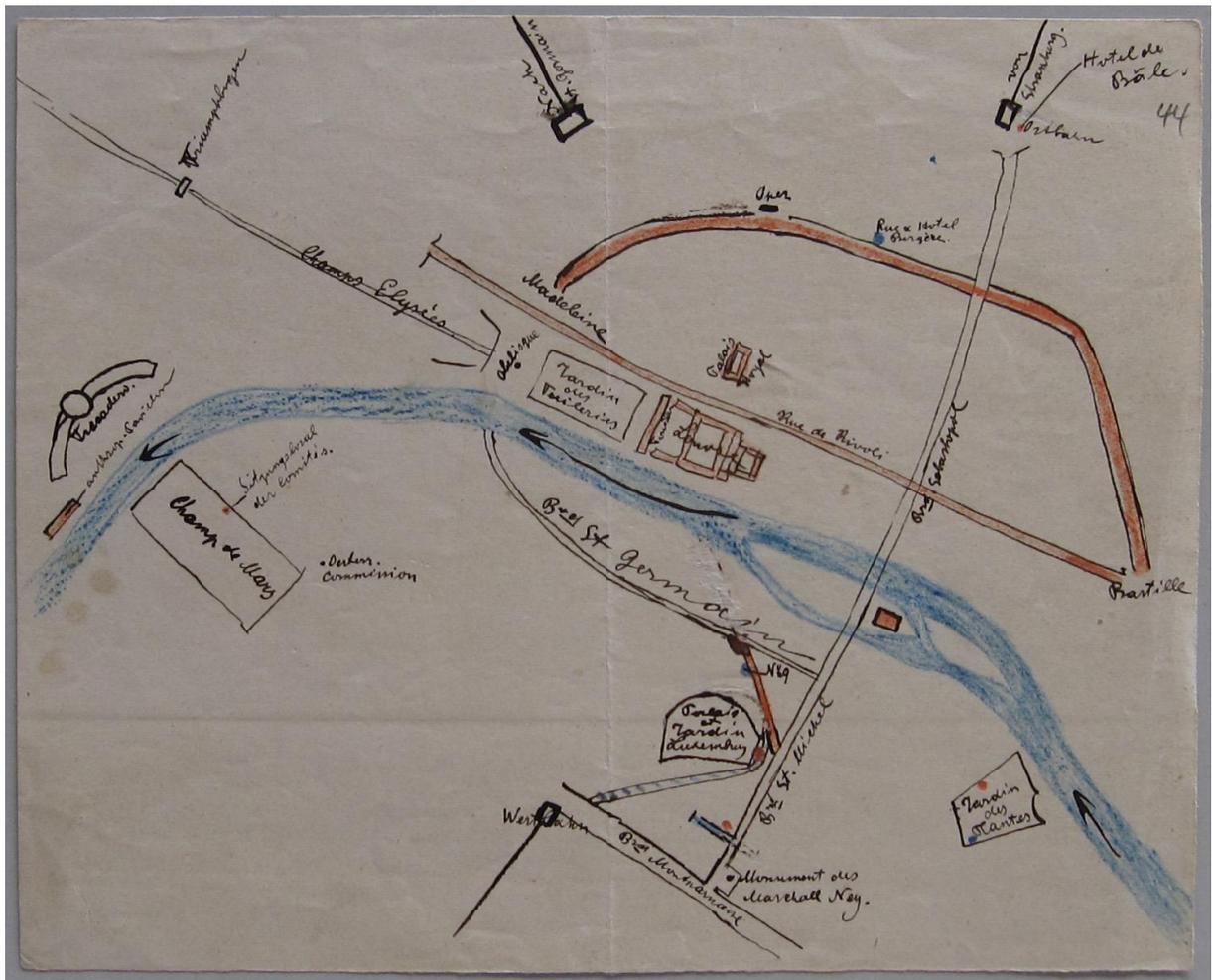


Abb. 4: Skizzierter Stadtplan von Paris (aus: Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 11. Mai 1878)

Damit sich seine Eltern in Wien über seine Wege in Paris und die einzelnen Lokalitäten ein besseres Bild machen konnten, skizzierte Luschan von Hand am 11. Mai nach einem ausgedehnten Stadtspaziergang einen Plan von Paris und trug darin die wichtigsten Orte und Straßen, das Weltausstellungsgelände mit dem Pavillon für die anthropologisch-ethnographische Ausstellung, die österreichische Kommission und den Sitzungssaal der wöchentlich

⁵⁰ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 12. Mai 1878.
⁵¹ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 14. Mai 1878.
⁵² Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 19. Mai 1878.

stattfindenden Sitzungen des anthropologischen Komitees ein (Abb. 4). An seine Mutter gerichtet, notierte er dazu:

„Der Plan ist nicht vollständig, nach unten und nach rechts fehlt soviel wie ganz Graz und Laibach zusammengenommen und noch viel mehr, aber das Centrum genügt für unsere Zwecke. Du siehst die Seine, die wunderbarer Weise fast mitten durch Paris flieszt, die beiden Inseln, auf der grösseren von ihnen siehst Du Notre Dame (■), Du siehst 3 der grösszten Gärten nemlich J[ardin] des Tuileries, J[ardin] de Luxembourg, J[ardin] des Plantes, Du siehst den mit unermeszbaren Schätzen angefüllten Louvre und die Ausstellungsbauten, Du siehst die riesige gerade Strasse die die Embarcadère de Strazbourg mit dem B^{vd} Montparnasse verbindet [...], Du siehst schliesslich auch eine kleine rothe Strasse mit einem blauen Auswuchs der mit N^o 9 bezeichnet ist [das ist die Rue Mr. le Prince und Luschans Wohnung, Anm. Verf.], eine kleine blaue Strasse an der ein rother Punct liegt, der römische Friedhof der Rue St. Nicolle, und zwei farbige Puncte im Jardin des Plantes, der rothe die Galleries d’anatomie comparée vorstellend, der blaue die Wohnung von Quatrefages. Wenn ich auf diesem prachtvollen Plan nun noch eine lange gebogene Strasse blau straffire so erfülle ich eine Pflicht der Dankbarkeit gegen Mr. Polidor, der rothe Punct daneben würde die Quelle der Freuden meines Magens bedeuten, leider habe ich die Gränzen des Luxemburg Gartens schlecht gezeichnet, und thue daher der Rue Vaugirard unrecht, so gekrümmt ist sie doch nicht.

So schlecht nun mein Plan auch sein mag, etwas kannst Du daraus ersehen, dasz ich mich vorwiegend auf dem linken Seineufer aufgehalten habe, das rechte aber enthält das Herz von Paris. Ich habe höchstens den Pfeil gekannt der vom B^{vd} Montparnasse zur Ostbahn zieht, und vielleicht auch die Sehne des Bogens die Rue Rivoli, die sich ganz und gar mit der Kärnthnerstrasse vergleichen laszt, aber ich habe den Bogen nicht gekannt, den Bogen der anderthalb Welten umfaszt, von der Madeleine bis zur Bastille sich hinspannt, gemeiniglich les grands Boulevards genannt wird und den Character des Grabens mit den Dimensionen der Ringstrasse verbindet.“

So sehr Luschan die Boulevards schätzte, seine Rue Mr. le Prince war ihm „eigentlich viel lieber, ich bin nicht nur im Centrum des wissenschaftlichen Lebens (6 Häuser von mir ist z. B. die Ecole de medicine und die „anthropolo[ische] Facultät“) sondern auch in einem Centrum des Verkehrs“⁵³. Denn ganz in der Nähe seiner Wohnung gingen alle fünf Minuten öffentliche Stellwagen zum Marsfeld, sodass er in lediglich sieben Minuten im Bereich der Ausstellung sein und jeden Tag einen anderen Weg durch diese zu seinem Pavillon machen konnte.

Die Tage der Aufbauarbeiten

Dass Luschan in Paris jenen Arbeiten, für die er eigentlich nach Paris geschickt worden war, vorerst nicht nachgehen konnte, wusste man natürlich auch in Wien. Denn Luschan stand insbesondere mit Kanitz in regelmäßigem brieflichem Kontakt. Kanitz war aber auch von Quatrefages und Mortillet durch Briefe über die Verzögerungen informiert worden, wobei sie versicherten, „dass von Seite des Pariser Comités Alles geschehen werde, um die Ausstellung unserer Section bis 1. Juni zu vollenden.“ In einem an Luschan gerichteten Brief vom 17. Mai gestand Kanitz,

„dass ich den Termin nicht gerne überschritten sehen möchte, da zu jener Zeit der Strom der Paris Aufsuchenden wohl am grössten sein dürfte – und ich hoffe andererseits, dass Sie gewiss auch Ihrerseits die Installation unserer eigenen Abtheilung bis dahin fertig bringen werden. Die beiden genannten Herren gaben mir auch das Versprechen, dass Sie Alles thun wollen, um was Möbel usw. betrifft uns vollkommen kostenfrei zu halten. Das erleichtert das Materielle Ihrer Aufgabe

⁵³ Die beiden letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 11. Mai 1878.

und behebt alle unsere Zweifel über diesen im Hinblick auf unsere Finanzen hochwichtigen Punkt.“

Luschan solle sofort Nachricht geben, ob alle Colli angelangt seien, und wenn nicht, welche fehlten,

„dabei möchte ich nochmals dringend bitten: a. sämtliche Hüllen und Emballagen jeder Poste, Schnüre, Nägel, Schrauben etc. (letztere in Papiere gewickelt) in die bezüglichen Kisten einzuschliessen und deren Deckel mit einigen Schrauben wieder fest zu machen. –

b. Die Objekte der einzelnen Aussteller, so weit es nur immer thunlich beisammen zu lassen und nicht zu zersplittern – jedenfalls aber an den getrennten Objekten den Namen des Eigenthümers anzubringen, damit sie bei der Rückstellung mit anderen nicht verwechselt werden können.

c. Sobald die Aufstellung vollendet, sie mit einem Mitgliede der franz[ösischen] Commission zu collationiren und ihr gegen Bestätigung zur Beaufsichtigung (im Beisein unseres Commissärs) zu übergeben. [...]

Schliesslich ersuche ich, nicht an einzelne Mitglieder, oder wenn auch – trotzdem an das Comité hier als solches mindestens einmal wöchentlich ausführliche Berichte über den Fortgang und alle Vorkommnisse in unserer Abtheilung zu machen.“⁵⁴

Als Kanitz dies an Luschan schrieb, war dieser freilich schon eifrig mittendrin in diesen Arbeiten. Denn am 15. Mai war in einer Sitzung des Ausstellungs-Komitees erstmals ein vollständiger Plan des Gebäudes vorgelegt worden. Daran schloss sich eine lebhaft Diskussions, da jeder so viel Raum wie möglich Raum in Anspruch nehmen wollte. Es ging sehr hitzig zu, doch „wurden die stürmischen Wogen bald beruhigt und wir wanderten ziemlich friedlich in den neuen Pavillon, um an Ort und Stelle die Beute zu theilen.“

Luschan war mit dem ihm zugewiesenen Bereich an sich zufrieden, hoffte aber dennoch, in den nächsten Tagen von Russland noch Raum zu bekommen:

„Vorläufig macht mir das Arrangement viel Kopfzerbrechen und ich habe heute Nacht sogar davon geträumt, es ist schwer die Sachen im voraus zu gruppieren, solange sie noch in den Kisten liegen.“⁵⁵

Tags darauf, „(e)iner der wolangewandtesten und „gelungensten“ Tage meines Pariser Aufenthaltes“, ließ Luschan alle Kisten in den Pavillon bringen und verschaffte sich mit dem Inventar einen ersten Überblick. Da die Eröffnung des Pavillons für den 31. Mai angesetzt war, hatte Luschan 14 Tage Zeit für seine Installationsarbeiten.

In diesen zwei Wochen verbrachte er viel Zeit mit dem Aufbau der Ausstellung, nahm Arbeiter zur Unterstützung auf, ließ Wände tapezieren, Kisten aufschrauben, Objekte auspacken, Vitrinen befüllen, Objekte beschriften. Manches hatte den Transport nicht unbeschadet überstanden, wie z. B. eine Kiste seines Freundes Johann Nepomuk Woldrich, sodass Luschan Reparaturarbeiten durchführen musste.

Aus einem Katalog dieser Ausstellung, in welchem auch das mit der Ausstellungsplanung und Organisation befasste Ausstellungskomitee namentlich festgehalten wurde, wissen wir, welche Objekte von welchen Ausstellern bereitgestellt wurden⁵⁶. Auch Luschan hatte aus seiner Sammlung Objekte beigesteuert, darunter Schädel aus Tiflis, Niederösterreich, Siebenbürgen und Peru, Photographien von Schädeln, Abgüsse von Steinwerkzeugen sowie jene Bronze-Objekte, die er selbst im Jahre 1871 bei seinen Grabungen in einem Tumulus bei

⁵⁴ Die letzten Zitate aus dem Brief von Felix Philipp Kanitz aus Wien an Felix von Luschan, 17. Mai 1878 (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Korrespondenzmappe „Weltausstellung 1878 zu Paris“).

⁵⁵ Die beiden letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 15. Mai 1878.

⁵⁶ Katalog 1878.

Warmbad-Villach auf der Napoleonswiese gefunden und worüber er in den *Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien* seine erste wissenschaftliche Publikation verfasst hatte⁵⁷. Die damals gemachten Funde hatte er seiner Privatsammlung einverleibt. Auch „Aquarelle des Villacher Grabfeldes“⁵⁸ waren in Paris ausgestellt.

Wir kennen diese Villacher Funde. Die Metallobjekte etwa befinden sich seit 1924 im Museum für Vor- und Frühgeschichte in Berlin, drei der ursprünglich vier Urnen in Klagenfurt (2) und in Villach (1); eine gilt als verschollen⁵⁹. Wie wir uns die Aquarelle vorzustellen haben, wissen wir nicht im Detail. Anhaltspunkt ist vielleicht eine Zeichnung aus einem Skizzenbuch von Felix' Mutter (Abb. 5), angefertigt am 26. September 1876, aber durch die Aufschriften „Felix in Glück 1871!“ und „Villach. Das Plateau mit den Tumulis.“ eindeutig mit diesen frühen Ausgrabungen Felix von Luschans in Verbindung zu bringen.

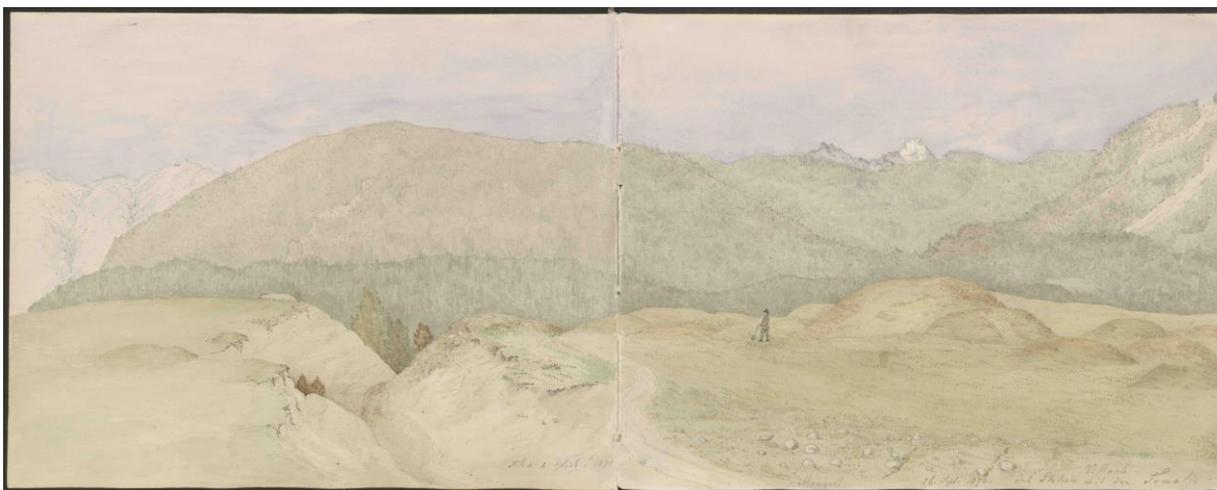


Abb. 5: Felix in Glück ! (aus einem Skizzenbuch von Christine von Luschans, SBB – PK, HSA, NL Luschans)

Wie viel Arbeit Luschans aber auch mit der Installation zu erledigen hatte, immer wieder findet er freie Zeit bzw. nimmt sich die Zeit, um an Sitzungen des Ausstellungskomitees teilzunehmen und mit den Herren der Kommission Mittagessen zu gehen. Er lernte dabei

„schnell und leicht nicht nur die Pariser Anthropologen, sondern auch eine grosse Menge von allerhand Leuten aus der Provinz kennen, von welchen letzteren einige geradezu stupende Dinge in unsere Ausstellung gebracht haben und auch sonst sehr interessant sind.“⁶⁰

Besonders viel „Plagen und Sorgen“ machten Luschans „diese gottverfluchten, miserablen Bauernhäuser, einzelne mehrere Quadratmeter gross, ganz alter verdorbener Schund, den ich am liebsten unausgepackt liesse [...]“⁶¹. Eines, ein von Luschans als Tiroler Bauernhaus

⁵⁷ F. Luschans, Eine Begräbnisstätte aus der Bronzezeit bei Villach in Kärnten, *MANthWien* 2, 1872, 10–18.

⁵⁸ Katalog 1878, 6 Nr. 12.

⁵⁹ Vgl. zu diesen Funden L. Nebelsick – K. Kaus, Das Kriegergrab von Villach, *Acta Praehistorica et Archaeologica* 32, 2000, 122–140; P. Gleirscher, Zum Grab des Schwertträgers von der Napoleonswiese über Warmbad Villach. Ein Nachtrag einschließlich drei, der verschollen geglaubten Gefäße, *Arheološki vestnik* 59, 2006, 213–225.

⁶⁰ Luschans, Briefe aus Paris, unter dem 23. Mai 1878.

⁶¹ Luschans, Briefe aus Paris, unter dem 25. Mai 1878.

bezeichnetes, war im Besitz des 1872 an die Hochschule für Bodenkultur in Wien berufenen Professors für Tierphysiologie und Tierzucht, Martin Wilckens⁶²:

„Es ist das ein über 2 Meter langes und 1½ Meter breites Modell, das einmal vielleicht sehr schön war und besonders eine ausgezeichnet fein & nett gearbeitete Einrichtung besaß; seit dem Jahre 1873 aber hat es viel gelitten und besonders der letzte Transport in einer schlechten dünnen zerbrochenen Kiste hat ihm nicht sehr wohl gethan. Ich schreibe dies so ausführlich, weil Wilckens der es angeblich (!) nach der Ausstellung [gemeint ist die Wiener Weltausstellung 1873, Anm. Verf.] um 300 Gulden gekauft hat, es nun Hochstetter anhängen will, „gegen gute Tausch-Objecte“ im gleichen Werth; ich für meine Person möchte es nicht geschenkt haben“⁶³.

Immer wieder schauten bei Luschan in diesen Tagen verschiedene Aussteller vorbei, „erkundigen sich nach dem Befinden und lassen sich der eine dies der andere jenes zeigen & erklären. Oh Mr de Lusçane, comment allez vous ce matin, toujours travaillant, oh qu'est ce que c'est la, ah comme c'est beau, oder, oh montrez nous donc quelques vases de Laibacque“⁶⁴. Zu diesen unangemeldeten Besuchern zählte auch Graf Dzieduszycki, „ein furchtbarer eigensinniger Dickschädel“⁶⁵,

„der seine polnischen Dinge selbst aufstellt, mich aber jeden Augenblick zu seinem Kasten holt, bald muss ich einen gewöhnlichen Bauertopf bewundern, den er für „riesig“ merkwürdig hält, bald muss ich schauen gehen ob ein Brett gerade liegt oder nicht, bald ihm meinen entscheidenden Rath geben, ob er die Holzschnitzereien unter oder ober den Töpfen aufstellen soll, oder seine Aquarelle in den Kasten nageln oder einrahmen soll und so weiter“⁶⁶.

Graf Ladislaus Gundaker Wurmbrand⁶⁷ kam ebenfalls immer wieder vorbei und unternahm mit Luschan auch Abendtouren durch Paris. Mit ihm unterhielt sich Luschan

„famos über allerhand anthropologische & nationalöconomische Fragen; W[urmbrand] ist gar nicht dumm, und hat viel gesehen, man kann daher sehr angenehm mit ihm verkehren [...] er verträgt nicht nur sondern liebt auch Widerspruch und ist manchmal entschieden geistreich in der Vertheidigung seiner unmöglichen Ansichten.“⁶⁸

Trotz der Aufbauarbeiten blieb weiterhin Zeit, Paris zu erkunden. So gelang es Luschan, am 16. Mai die Katakomben am Place d'Enfer zu besichtigen (Abb. 6), wofür Karten nur schwer

⁶² Zu Martin Wilckens (3.4.1834–10.6.1897) s. L. Eisenberg, Das geistige Wien. Künstler- und Schriftsteller-Lexikon, 2 (Wien 1893) 557–560; M. Welan – P. Ebner, Martin Wilckens – Der Gründungsrektor der Hochschule für Bodenkultur, in: N. Weigl (Hrsg.), Faszination der Forschungsgeschichte. Festschrift für Herbert Killian (Wien 2001) 11–29; J. Werfring, Der deutsche Rektor und sein Weg in Wien, Wiener Zeitung vom 6. Dezember 2012, Beilage „ProgrammPunkte“, 7 <http://www.wienerzeitung.at/nachrichten/kultur/museum/505831_Der-deutsche-Rektor-und-sein-Weg-in-Wien.html, 30.11.2017>.

⁶³ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 9. Juni 1878. – Gemäß dem Katalog 1878, 8 Nr. 38 muss Luschan damit das „Modell eines Vorarlberger Alpenhauses mit vollständiger Einrichtung“ gemeint haben. – Zu den österreichischen Bauernhäusern, die anlässlich der Wiener Weltausstellung gezeigt wurden, s. Offizieller General-Catalog. Welt-Ausstellung 1873 in Wien ²(Wien 1873) 549 f. (Gruppe XX). s. auch den Bericht über die Bauernhäuser auf der Wiener Weltausstellung von K. J. Schröer in der Wiener Abendpost vom 8., 21. und 29. Mai, 5. und 19. Juni, 8. und 17. Juli sowie 7. August 1873. Vgl. K. J. Schröer, Das Bauernhaus mit seiner Einrichtung und seinem Geräthe (Gruppe XX.). Offizieller Ausstellungs-Bericht herausgegeben durch die Generaldirection der Weltausstellung 1873 (Wien 1874).

⁶⁴ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 26. Mai 1878.

⁶⁵ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 25. Mai 1878.

⁶⁶ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 26. Mai 1878.

⁶⁷ Zu Ladislaus Gundaker Wurmbrand (9.5.1838–26.3.1901) und seinen Verdiensten um die Wiener Anthropologische Gesellschaft s. Inama-Sternegg, Nachruf, MAnthrWien 32, 1901, 54 f.; Heinrich 1995/1996, 17 f. 21 f. 25.

⁶⁸ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 22. Mai 1878.

zu erlangen waren⁶⁹. Eine heitere Gesellschaft von etwa 150 Personen, „grösstentheils Engländer darunter mehr als die Hälfte junge Damen, die sich furchtbar auf die Schrecken der Unterwelt zu freuen schienen“, stieg – ausgestattet mit primitiven Leuchtern – etwa 200 Stufen in die Tiefe:

„Durch lange schmale Gänge geht man dann, wie in einem Bergwerke im Gänsemarsch etwa 10 Minuten lang, bis man die eigentlichen Catacomben d. h. die Beinhäuser erreicht, grössere durch Pfeiler gestützte Räume, in denen grosse Facaden aus den wie Holz Scheiter aufeinandergeschichteten langen Röhrenknochen gebildet und durch Schädel in sehr unmalerischer Weise decorirt sind. [...] Die Schädel sind recht interessant, ich habe einige schöne Abnormitäten gesehen, konnte aber nur mit grosser Schwierigkeit ein etwas hypertrophisches Stirnbein und einige zerbrochene Unterkiefer „einstecken“. Falls ich am Schlusse der Ausstellung hier sein sollte, könnte ich natürlich die Erlaubnis bekommen, die leeren Kisten mit Schädeln für das Wiener Museum zu füllen, wir lassen den Franzosen so viel hier, dass schon Raum für einiges sein wird. Vorläufig hätte ich mich argen Gefahren ausgesetzt, wenn ich mehr „ausgewählt“ hätte.“⁷⁰

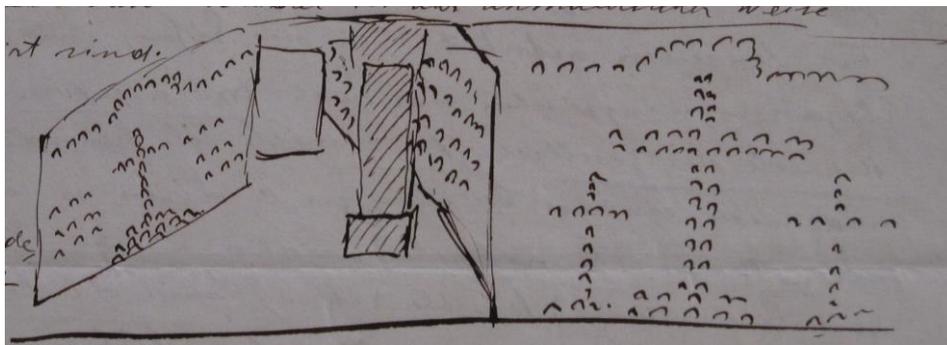


Abb. 6: Skizze der aufeinander geschichteten Knochen in den Pariser Katakomben (aus: Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 16. Mai 1878)

Regelmässig nahm Luschan an Sitzungen der Pariser anthropologischen Gesellschaft teil. „Die Gesellschaft hat ein hübsches Locale in meiner allernächsten Nähe, grossen Hörsaal, Bibliothek, zwei grosse Saale für die Sammlungen und fünf oder sechs Arbeitszimmer.“ Die Sitzung am 16. Mai – Luschans erste – war für ihn eine ganz besondere. Denn nachdem er „von Mortillet in Empfang genommen, einigen Herren vorgestellt und dann ins Museum geführt“ worden war, wurde er zudem noch von Paul Broca, dem berühmten Arzt, Anatomen und Anthropologen freundlichst begrüßt:

„Er [Broca] eröffnete sodann die von über hundert Herren (& einer Dame) besuchte Sitzung mit der Bemerkung dass Mr. de Luschan un des plus célèbres anthropologistes d’Autriche der Sitzung anwohne, und er hoffe, dass derselbe der „comme vous tous savez et naturellement est notre M. correspondant deja depuis presque une dizaine (!) d’annies von nun an auch unter den wirklichen Mitgliedern der Gesellschaft fungiren werde. Hierauf grosser Applaus“.

Nach Schluss der Sitzung zeigte ihm Broca „noch seine exquisite Sammlung von Affen und Menschen Hirnen“ und nahm ihn danach zum Essen mit nach Hause, wo er im privaten Kreis die Familie Brocas kennen lernte:

„er hat eine Frau, eine Tochter und zwei Söhne zwischen 16 und 20 von denen der jüngere eminent lustig und intelligent ist, und eine prachtvolle und luxuriös eingerichtete Wohnung an der

⁶⁹ Die Catacombes de Paris an der Avenue due Colonel Henri Rol-Tanguy 1 im 14. Pariser Arrondissement sind auch heute noch eine sehr beliebte Touristenattraktion, s. D. J. D. Smith, Nur in Paris. Ein Reiseführer zu einzigartigen Orten, geheimen Plätzen und ungewöhnlichen Sehenswürdigkeiten (Wien 2013) 198–200.

⁷⁰ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 16. Mai 1878.

Seine gerade dem Louvre vis à vis. Um 7 fand sich auch D^r Prunières⁷¹ ein, der wie seine Nase verräth ein arger Potator ist und wir setzten uns bald darauf zu Tische. Schweres Silberzeug, schönes Service und ein Diner, das mich geradezu Triumphiren machte: Potage, Roastbeef, kaltes Porc frais, grüne Erbsen, Käse, Obst, etc., also geradezu mein tägliches Essen nur auf kostbaren Schüsseln und mit Sauternes (weissem Bordeaux 1 te Qualität) und Romanée, also etwas besserem Weine; ein Beweis, dass ich mich bisher genährt, wie es einem Physiologen zieht und recht gethan, mich von den Diners à prix fixe zu dispensiren. Nachher eine Schale Schwarzen und ein Gläschen „Kirsch“ im Salon und eine in drei Sprachen geführte Unterhaltung, Madame sprach französisch, Mademoiselle producirte ihr Englisch, einer der Söhne musste deutsch reden und ich war durch den kategorischen Imperativ des Hausherrn gezwungen, nur französisch zu sprechen, es ging indes: oder richtiger gesagt, es musste gehen!⁷²

Eröffnung der anthropologisch-ethnographischen Ausstellung

Am 31. Mai fand die feierliche Eröffnung des anthropologisch-ethnographischen Pavillons statt. Die österreichische Sektion war „fast voll von festlich gestimmten Gästen“. Als besonderer Gast war der k.k. Handels-Minister Johann Freiherr von Chlumetzky anwesend, der höchste offizielle Vertreter Österreichs bei der Weltausstellung, der sich „die ganze Ausstellung Kasten für Kasten, Tisch für Tisch, Wand für Wand von den einzelnen Ausstellern und deren Vertretern erklären (ließ), und wir waren alle tod vor Hunger als er endlich um ½1 unseren Pavillon verliess – zu Fuss, wie er gekommen!“ Nachmittags kam „die Fürstin Hohenlohe mit zwei Töchtern; Wurmbrand und ich demonstirten den Damen die ganze Ausstellung durch mehrere Stunden“⁷³.

Chlumetzky war sogar noch ein zweites Mal Gast der Ausstellung. Denn am 14. Juli ging Luschan mit ihm abermals die verschiedenen Abteilungen durch. Französische Kollegen zeigten ihm ihre Abteilung, man ging gemeinsam Mittagessen und bestaute danach noch

„die Reichthümer der Gallerien des Trocadero beinahe bis 6 Uhr! Es ist recht bequem, in Gesellschaft von Fachleuten grosse Sammlungen anzuschauen, der arme Chlumecky muss aber übergenug gehabt haben an diesem Tage; wenn er sich nur den vierten Theil gemerkt hat, [...] ist er entschieden ein Gelehrter geworden.“⁷⁴

Am 1. Juni wurde Erzherzog Karl Ludwig, der zweitjüngere Bruder von Kaiser Franz Joseph I. und Vater des 1914 in Sarajevo ermordeten Thronfolgers Franz Ferdinand, der bereits tags zuvor erwartet worden war, durch die gesamte Ausstellung geführt. Er war in Begleitung von Graf Wurmbrand und Leopold Walcher von Molthein, dem Adlatus des Präsidenten der österreichisch-ungarischen Ausstellungskommission, Felix Graf Wimpffen, der von 1876 bis 1878 Botschafter Österreich-Ungarns in Frankreich war. Der Erzherzog „interessirte sich merkwürdigerweise wirklich für einiges, besonders die trepanirten Schädel von Broca & Prunieres über die ich ihm erzählte, schienen ihm zu imponiren.“

Den Rest dieses Tages verbrachte Luschan mit Ernest Chantre, dem späteren Ausgräber von Bogazköy/Hattusa, und Émile Cartailhac⁷⁵, der mit seinem Werk über die Höhle von Altamira Berühmtheit erlangte. Luschan bezeichnete die beiden als „das ‚junge Frankreich“

⁷¹ P. Barthélemy Prunières war ein Kollege und Mitarbeiter Brocas.

⁷² Die letzten Zitate aus Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 16. Mai 1878.

⁷³ Die letzten Zitate aus Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 31. Mai 1878.

⁷⁴ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 14. Juli 1878.

⁷⁵ Zu Émile Cartailhac (15.2.1845–26.11.1921) s. Gran-Aymerich a. O. (Anm. 38) 143 f., <<https://www.inha.fr/fr/ressources/publications/publications-numeriques/dictionnaire-critique-des-historiens-de-l-art/cartailhac-emile.html?search-keywords=Mortillet;5.12.2017>>.

der praehistorischen Archaeologie“. Auch Sophus Müller gesellte sich zu ihnen, und so verbrachten sie alle zusammen

„einen famosen Nachmittag beim „bock“ mit anthropologischen Gesprächen, durch die unter anderen constatirt wurde, dass bisher in Österreich kein Grab aus der Steinzeit und nur zwei aus der Bronzezeit gefunden oder wenigstens publicirt worden sei, unter den letzten ist natürlich mein Villacher, das hier allgemein auffällt.“⁷⁶

Über die Eröffnungsfeierlichkeiten und den Besuch von Erzherzog Karl Ludwig berichteten auch die österreichischen Zeitungen, unter anderem die Neue Freie Presse im Morgenblatt des 9. Juni 1878 (Abb. 7)), erwähnten dabei auch den Namen Luschans, würdigten ganz allgemein „Reichhaltigkeit und übersichtliche Anordnung der österreichischen Abtheilung“ und wiesen darauf hin, dass Österreich mit dieser Präsentation „unter den beteiligten fremden Staaten einen Ehrenplatz einnimmt“.

[Von der Weltausstellung.] Die anthropologisch-ethnographische Section der Weltausstellung am Trocadero wurde am 31. Mai in Stellvertretung des Unterrichtsministers durch Herrn Leiffere de Bort, den Handelsminister, eröffnet. Derselbe erwiderte die Ansprachen Henri Martin's, des berühmten Geschichtsschreibers, und Herrn de Quatrefages', des Präsidenten der Pariser anthropologischen Gesellschaft, mit dem Ausbruche lebhaftester Anerkennung des gelungenen Unternehmens. Der Obmann des österreichischen anthropologisch-ethnographischen Special-Comités, F. Kaniz, war bei diesem Anlasse durch den Grafen Wladimir Dzieduszycki vertreten. Auch die Herren Graf Gundaker Wurmbbrand und Dr. v. Luschán wohnten der Eröffnungs-Feierlichkeit bei. Neben der französischen Section fand die Reichhaltigkeit und übersichtliche Anordnung der österreichischen Abtheilung allgemeine Würdigung. Von Hofrath Walcher v. Moltheim geleitet, hat Herr Erzherzog Karl Ludwig am Tage vor seiner Abreise nach Wien diese Special-Ausstellung, auf welcher Oesterreich unter den beteiligten fremden Staaten einen Ehrenplatz einnimmt, einer eingehenden Besichtigung unterzogen.

Abb. 7: Neue Freie Presse, Nr. 4951, Morgenblatt, 9. Juni 1878, S. 5

Es ist freilich nicht so, dass Luschán nach der Eröffnung in der Ausstellung keine Arbeiten mehr zu verrichten hatte, es gab „noch immer genug zu thun zu ordnen und zu etiquettiren“. Aber wir erkennen aus seinen Briefen, dass er ab Anfang Juni seine Zeit sehr intensiv zum Studium gewisser Teile der Weltausstellung nutzte, vor allem der ethnographischen Gallerien im Trocadero,

„in denen wirklich köstliche Schätze der Renaissance-Zeit aufgespeichert werden, aber auch prachtvolle Broncen aus praehistorischer Zeit, römische Funde und allerhand andere Dinge in grosser Menge angesammelt sind.“⁷⁷

Das Material war allerdings ziemlich verstreut, was Luschans Arbeit für seinen geplanten Artikel in der Augsburger Allgemeinen Zeitung nicht einfach machte. Dazu kam, dass man sich in den ethnographischen Gallerien des Trocadero keine schriftlichen Aufzeichnungen machen durfte:

„Wenn man sich auch nur einen Speisezettel aufschreibt, wird man sofort „verwarnt“, und man gilt als verdächtiges Sujet, wenn man ein Bleistift in der Hand hält !!!“⁷⁸

⁷⁶ Die letzten Zitate nach Luschán, Briefe aus Paris, unter dem 1. Juni 1878.

⁷⁷ Die beiden letzten Zitate nach Luschán, Briefe aus Paris, unter dem 3. Juni 1878.

⁷⁸ Luschán, Briefe aus Paris, unter dem 16. Juli 1878.

Besucherbetreuung

Immer wieder kamen Besucher aus Wien, die Luschan durch die Ausstellung führte, mit ihnen Streifzüge in Paris und in die Umgebung von Paris machte und mit ihnen die Abende verbrachte. Dazu zählte etwa der Wiener Physiologe Ernst von Fleischl-Marxow⁷⁹, der in Paris als „Juror für Praecisions-Instrumente“ im Einsatz war. Er lief Luschan eines Abends in Paris über den Weg und schleppte ihn gegen den Willen Luschans, der eigentlich ins Bett wollte, in ein Etablissement:

„Da half kein Sträuben, trotz aller Müdigkeit musste ich nachgeben, ich wurde gewaltsam zu einem Wagen geschleppt und – bin nun nachträglich recht froh auch diese Kategorie der Pariser Vergnügungen kennen gelernt zu haben. Mit besonderer Freude gedenke ich jetzt den unglaublich naiven Schilderungen von Africa- & anderen Reisenden, die alle die verschiedenen Tänze und nächtlichen Feste der Eingebornen als etwas ganz besonderes, noch nicht dagewesenes und einziges beschreiben, und doch entsprechen zum Beispiel die grossen Tänze der Monbuttu's vollkommen den ballets der verschiedenen Pariser féeries, die allabendlich ein grosses Haus mit den distinguirtesten grossen und kleinen Kindern füllen und der von vier oder acht gezahlten Paaren getanzte Cancan im Jardin mabile, ist er nicht vollkommen analog den berühmten Tänzen der Süd See-Insulaner oder den noch zügelloser geschilderten Juni Festen der Eingebornen von Borneo!“⁸⁰

Wie Chlumetzky kam auch Fürstin Hohenlohe ein zweites Mal in den Pavillon, da sie hier ihren Mann treffen wollte, der allerdings nach zwei Stunden des Wartens, in denen Luschan mit ihr Photographien und Bücher etc. ansah, noch immer nicht gekommen war⁸¹. Mit dem Kunsthistoriker Jacob von Falke, Kustos und Direktorstellvertreter am Österreichischen Museum für Kunst und Industrie (heute: MAK – Österreichisches Museum für angewandte Kunst/Gegenwartskunst), ging Luschan die chinesischen und japanischen Porzellan-Schätze der Ausstellung durch⁸².

Hohen Besuch eines prominenten Vertreters des Kaiserhauses, der 1873 Präsident der Wiener Weltausstellung war und als bedeutender Förderer der Künste und Wissenschaften galt, erwartete Luschan am 8. Juni, Erzherzog Rainer,

„der [...] etwa 1 ½ Stunden uns mit seiner Gegenwart beehrte. Ich war sehr erstaunt über seine geringe Bildung, er gilt doch bei uns als der beste der ganzen Familie, ich kann Dich aber versichern, dass z. B. Carl Ludwig nicht nur viel gebildeter sondern auch weit intelligenter ist. Rainer hat nur einzelne gelehrt sein wollende Phrasen, mit denen er bei jeder Gelegenheit herumwirft, um so eifriger, je weniger sie gerade passen, speciell für anthropologische Dinge hat er nicht die Spur eines Schattens des Rauches von Verständnis.“⁸³

Je näher es dem Sommer zuzuging, umso mehr Wiener Bekannte sagten sich an, die Luschan nicht nur „in alle Tiefen der Anthropologie“⁸⁴ einführte, sondern mit ihnen auch kleine Touren durch andere Sektionen der Ausstellung, insbesondere durch die Kunstaussstellung machte.

⁷⁹ Zu Ernst von Fleischl-Marxow (5.8.1846–22.10.1891) s. ÖBL 1 (1957) 328; NDB 5 (1961) 234; Österreichische Nationalbibliothek (Hrsg.), Handbuch österreichischer Autorinnen und Autoren jüdischer Herkunft 18. bis 20. Jahrhundert, 1 (München 2002) 335.

⁸⁰ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 3. Juni 1878.

⁸¹ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 5. Juni 1878.

⁸² Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 7. Juni 1878. Zu Jacob von Falke (21.6.1825–8.6.1897) s. J. von Falke, Lebenserinnerungen (Leipzig 1897); ADB 55 (1910) 753–756 (J. Folnesics); ÖBL 1 (1957) 284; K. Brodersen, Einführung, in: Jakob von Falke, Hellas und Rom. Eine Culturgeschichte des classischen Alterthums (Darmstadt 2014) 5*–12*.

⁸³ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 8. Juni 1878.

⁸⁴ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 10. Juni 1878.

Vermutlich zählte auch jener Feuilletonist dazu, der regelmäßig in der Prager *Epoche* „Pariser Weltausstellungsbriefe“ veröffentlichte, denn in seinem letztem Feuilleton aus Paris ging er auch auf die anthropologisch-ethnographische Ausstellung ein, listete die Aussteller und ausgestellten Objekte und schloss mit den Worten:

„Die anthropologisch-ethnographische Ausstellung ist eine der interessantesten Abtheilungen, und wir können nicht umhin, jedem Besucher der Weltausstellung an's Herz zu legen, ja nicht zu unterlassen, dieselbe zu besuchen. Sie befindet sich [...] in der Nähe des chinesischen Pavillons auf dem Trocadéro. — Eine hölzerne Brücke führt dahin.“⁸⁵

Insgesamt war die Pariser Weltausstellung sehr gut besucht. Für einen Tag im Juni nennt Luschan gar eine Zahl von

„200600 Personen [...], wie wir am nächsten Abend mit besonderem Stolz constatirten, das ist ein Erfolg ! In Wien glaube ich haben wir es ein einziges Mal auf die Hälfte dieser Ziffer gebracht !“

Insgesamt besuchten mehr als 15,5 Millionen Besucher die Pariser Weltausstellung. Da sich daher auch im Pavillon der anthropologisch-ethnographischen Ausstellung ab Juni die Besucher zu drängen begannen, wurden von Luschan und seinen französischen Kollegen Paul Topinard⁸⁶, dem Generalsekretär des Initiativkomitees der anthropologischen Ausstellung, Mortillet und Bertillon regelmäßige „Promenades et Causeries“, d. h. Führungen, durch die Ausstellung angeboten:

„ich werde jeden Samstag abwechselnd deutsch und englisch die Menge durch den ganzen Raum schleppen, und Mittwochs französisch die Leute über die Oesterreichische Ausstellung im besondern unterhalten (?).“⁸⁷

Luschan lernte dabei eine Menge Leute kennen, darunter den berühmten Florentiner Neurologen, Physiologen und Anthropologen Paolo Mantegazza, einen Pionier der Drogenforschung und Sexualwissenschaft, um nur einen der bekannteren zu nennen, mit dem Luschan mehrere Tage beinahe ausschließlich zubrachte. Mit dem Gros der Besucher hatte Luschan aber weniger Freude:

„jeden Tag kam irgend ein Fremder oder Provincialist und ich musste auch ausserhalb meiner „Causerien“ noch extra stundenlange Demonstrationen entweder geben, oder anhören, und ich kann Dir versichern, dass speciell das letztere geradezu aufreibend ist. Jeder solche Provincialist hält seine Sachen natürlich für das merkwürdigste der ganzen Ausstellung, zeigt einen stundenlang Stück für Stück und ist beleidigt wenn man nicht zuhört und von Zeit zu Zeit ihm mit einem „ah, c'est unique, unique en France, unique au monde !“ zu weiteren Erläuterungen aufmuntert.“⁸⁸

Manche Besucher fand Luschan geradezu unsympathisch, beispielsweise den bereits weiter oben erwähnten Professor für Tierphysiologie an der Wiener Hochschule für Bodenkultur, Martin Wilckens,

„der sich sehr verwundert stellte, dass ich sein schönes Bauernhaus so gering schätze, mir die nothwendigen Installations-Daten angab, und sich dann in eine lächerliche Philippica gegen Paris erging, es sei die langweiligste unausstehlichste Stadt die man sich denken könne etc etc. Er war

⁸⁵ A. E. B., Pariser Weltausstellungsbriefe XVII, Epoche Nr. 59, 14. August 1878, 1–3, bes. 2 f. (Zitat von S. 3).

⁸⁶ Zu Paul Topinard (4.11.1830–20.12.1911) s. D. Ferembach, Paul Topinard (1830–1911), *International Journal of Anthropology* 4, 1989, 313–316.

⁸⁷ Die beiden letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 10. Juni 1878.

⁸⁸ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 25. Juni 1878.

als Juror für die Thier-Ausstellung hier, kann nicht französisch und scheint sich auch sonst mit seinen Collegen nicht sehr gut vertragen zu haben, was ich übrigens sehr begreiflich finde, ich würde mir auch seinen Umgang für die Dauer nicht wünschen, für einige Stunden aber war er mir eigentlich ganz interessant, seine Unwissenheit ist nemlich fast noch grösser als seine fabelhaft[e] Arroganz und Bornirtheit.“

Und nicht genug damit, hielt Luschan auch mit seinem Urteil über Wilckens Lehranstalt nicht hinter dem Berg:

„Überhaupt muss das eine liebe Schule sein, diese k. k. Hochschule für Bodencultur zu Wien, mit der uns seinerzeit unser Ackerbauminister beglückt hat. Ich habe mich schon oft über die zum mindesten „unzweckmässige“ Weise gewundert, in der dieser damals, – um ganz selbstständig zu handeln und ja niemand zu fragen, der es vielleicht verstehen könnte – ein Paar Schweinhändler und Dünger-Fabricanten auf die Suche nach Professoren für die neue Hochschule ausgeschickt [hatte]: die sind natürlich in ganz Deutschland mit der Laterne herumgelaufen, haben in jedem Misthaufen herumgestiert und dann glücklich solche Leute entdeckt wie Wilckens und z. B. den ihm wie man sagt, ebenbürtigen Chemiker der Anstalt; nun ist alles in Ordnung, wir haben ein Paar Leute importirt, denen wir allen 6 oder 8000 fl im Jahre zahlen dürfen, und auch dafür gesorgt, dass unsere alten Wiener Assistenten, Demonstratoren etc etc noch recht lange ihrem Amte erhalten bleiben können; was will man mehr verlangen?“

Dass Luschan auch vom österreichischen Comissär für die Weltausstellung, Anton von Pretis-Cagnodo, Sektionsrat im Ackerbauministerium, nicht viel hielt, wird schon aus der Verballhornung seines Namens als „Pretis-Canaglio“ klar:

„Anfänglich habe ich ihn nur für das gehalten, was man bei uns einen „Strizi“ nennt; solches Benehmen schickt sich zwar in seinem Alter auch nicht mehr recht, aber wenn er sonst seine Pflicht erfüllen würde, könnte man sich ja am Ende [...] sogar seine schlechten Witze gefallen lassen, so aber stellt er sich immer mehr als ein recht frivoler Mensch heraus, der gar nichts ernst nehmen kann, vor jeder Arbeit sich zurückzieht und dabei immer thut, als ob die ganze Welt auf seinen Schultern ruhen würde. Ich habe jetzt [...] einigemal mit ihm zu thun gehabt, jedesmal empfangt er mich mit einem: „Ah wo brennts denn, steht Ihr Pavillon noch?“ Dabei weiss er eigentlich gar nichts, muss über die kleinsten Kleinigkeiten und über die wichtigsten Dinge erst bei seinem Schreiber oder Auskehrer anfragen, und hat obendrein die Unverschämtheit einen bei jeder Gelegenheit auf das Journal officiell zu verweisen, wenn man ihn um etwas fragt, dasz er wissen sollte.“⁸⁹

Weit angenehmer waren dagegen die Stunden und Tage, die Luschan mit dem Stiefbruder Ferdinand von Hochstetters, dem Chemiker und Fabrikanten Karl Hochstetter⁹⁰, mit dem Maler Alois Schön⁹¹, der mit seinem im Besitz des Baurates Ritter von Wessely befindlichen Bild „Volksfest an der Riviera“ bei der Weltausstellung vertreten war und zudem als Juror fungierte, und anderen Wiener Künstlern wie Karl Kundmann⁹² und Heinrich Ferstel⁹³ ver-

⁸⁹ Die letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 11. Juni 1878.

⁹⁰ Zu Karl Christian Hochstetter (11.3.1818–22.11.1880) s. ÖBL 2 (1959) 344 f.

⁹¹ Zu Alois Schön (11.3.1826–16.9.1897) s. ADB 54 (1908) 158 f.; A. Schaeffer von Wienwald, Alois Schön, Berichte und Mitteilungen des Altertums-Vereines zu Wien 44, 1911, 85–99; ÖBL 11 (1999) 90 f. (M. Haja).

⁹² Zu Karl Kundmann (15.6.1838–9.6.1919) s. ÖBL 4 (1969) 349 f. (W. Krause); NDB 13 (1982) 289 f. (W. Krause); I. Beier, Carl Kundmann (ungedr. Dipl. Wien 1994).

⁹³ Zu Heinrich Ferstel (7.7.1828–14.7.1883) s. Heinrich Freiherr von Ferstel †., Centralblatt der Bauverwaltung 3, 1883, Nr. 29 (21. Juli 1883), 259 f.; ÖBL 1 (1957) 303 f.; NDB 5 (1961) 100 f. (N. Wibiral); N. Wibiral – R. Mikula, Heinrich von Ferstel (Wiesbaden 1974); Architekturzentrum Wien (Hrsg.), Architektenlexikon Wien 1770–1945 (Wien 2007) <<http://www.architektenlexikon.at/de/1051.htm>, 4.12.2017>; J. Rüdiger, Die monumentale Universität. Funktioneller Bau und repräsentative Ausstattung des Hauptgebäudes der Universität Wien (Wien 2015) bes. 52–54.

brachte. Auch über Moritz Hinträger⁹⁴, einen der meistbeschäftigten Architekten des späten 19. Jahrhunderts, der sich mit einer Gesellschaft von Reisenden in Paris aufhielt, verlor Luschan kein schlechtes Wort.

Nationalfeiertag

Ein besonderer Tag war Sonntag, der 30. Juni. An diesem Tag wurde nach Beschluss von Minister Defaure im Jahr 1878 ausnahmsweise der französische Nationalfeiertag zu Ehren der Republik begangen, der sonst immer am 14. Juli gefeiert wird. Claude Monet verewigte diesen Tag in seinem Bild „La Rue Montorgueil“.



Abb. 8: Claude Monet, Die Rue Montorgueil in Paris, Fest des 30. Juni 1878 (1878). Musée d'Orsay, Paris

Luschan war an diesem Festtag mit Gästen aus Australien unterwegs, ging mit ihnen in die Madelaine, eine der schönsten Kirchen von Paris, wo eine Erstkommunion stattfand, und fuhr mit ihnen in den Bois de Boulogne, einen Park im Westen von Paris.

„Es war noch nicht 8 Uhr, als man bereits überall begann, alle Bäume mit grossen orangerothenen Papierlampions zu schmücken, zahllose Lämpchen anzuzünden [...] Um 9 Uhr begann dann auch die electrische Beleuchtung und ein grossartiges Feuerwerk.“

Luschan sandte bebilderte Berichte darüber nach Hause und fügte hinzu,

„dass sie in keiner Weise übertrieben sind, ja manchmal sogar hinter der Wirklichkeit zurückstehen; ich für meine Person stelle mir das Fest vom 30. Juni geradezu grossartiger vor, als irgend eines der berühmtesten italienischen Feste der Renaissance, und selbst nach den Schilderungen

⁹⁴ Zu Moritz Hinträger (24.11.1831–27.4.1909) s. ÖBL 2 (1959) 327; Architekturzentrum Wien (Hrsg.), Architektenlexikon Wien 1770–1945 (Wien 2007) <<http://www.architektenlexikon.at/de/760.htm>, 30.11.2017>.

der altrömischen und orientalischen Kaiserfeste weiss ich nicht, ob nicht das grosse Fest der Republique sie alle übertrifft.“⁹⁵

Pekuniäres und Gedanken über die Zukunft

Das Geld, das Luschan vom Wiener Komitee für die Reise nach Paris erhalten hatte – 300 Gulden –, reichte natürlich nicht für die gesamte Dauer seines Aufenthaltes. Vielmehr war Luschan, wie er nach einem Kostenüberschlag aus dem Mai seinen Eltern zu berichten wusste, ab Juni auf deren „mildthätige Barmherzigkeit angewiesen“. Er dachte in dieser Zeit viel über seine nähere und fernere Zukunft nach, allerdings „ohne ins Reine kommen zu können.“ Fraglich war für ihn dabei vor allem, ob man ihn auch mit dem für Anfang November geplanten Rücktransport der Ausstellungsgegenstände beauftragen würde, wofür ihm neuerlich 300 Gulden zustünden. Er sah durchaus einen Vorteil darin,

„die Dinge wieder durch mich packen zu lassen, ein anderer kann sich unmöglich wieder so gut in alles hineinarbeiten, als ich es schon habe und weiter werde.“

Er rechnete überdies mit dem Honorar für seinen geplanten Beitrag in der Augsburger Allgemeinen Zeitung („100–150 Gulden“) und wollte Ende August damit fertig werden, danach mit diesem Geld „auf längere oder kürzere Zeit nach London gehen und Paris noch weiter genießen.“⁹⁶ Auch für die Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien beabsichtigte Luschan, einen Bericht zu verfassen, doch ist ein solcher aufgrund der späteren, mit der Okkupation Bosnien-Herzegowinas in Zusammenhang stehenden Ereignisse nicht erschienen.

Vor Ende August wollte Luschan Paris partout nicht verlassen, da er sich gesund fühlte und nicht so herabgekommen, wie es immer in Wien in den ersten Julitagen der Fall war. Er hatte diese Erschöpfung auch für Paris befürchtet und sich

„in Wien mit sehr anständigen Quantitäten von Chinin und Opium versehen; glücklicher Weise habe ich mich gänzlich darüber getäuscht, und mein Medicamentenkasten ist mit Ausnahme einiger Tropfen Opium, die ich in den ersten Maitagen genommen, ganz intact geblieben und hat auch Aussicht, es auch fernerhin zu bleiben, denn ich fühle mich jetzt vollkommen wol, besser als jemals um diese Zeit, wirklich gerade als ob ich direct von Millstatt kommen würde. Paris ist ja eben [...] dank seinen sanitären Massregeln und seiner Lage, anerkannter Massen die gesündeste Stadt der Welt“⁹⁷.

Luschan war es ferner ein Anliegen, den großen, vom 16. bis 22. August angesetzten Anthropologen-Kongress in Paris nicht zu versäumen:

„bis dorthin glaube ich auch, Paris im Grossen und Ganzen absolviren zu können und auch etwas französisch gelernt zu haben.“⁹⁸

Für Luschans Entsendung als Österreichs offizieller Vertreter am Pariser Anthropologen-Kongress setzte sich in Wien der Anatom Richard Heschl⁹⁹ ein:

„Er hat wiederholt mit [sc. Minister] Stremayr gesprochen, und ihm auch ein Promemoria übergeben, worin er erklärt, erstens dass man den anthrop[ologischen] Congress beschicken müsse, zweitens dass man hiezu nur einen Fachmann wählen könne, und drittens, dass man nur mich schicken könne.“

⁹⁵ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 30. Juni 1878.

⁹⁶ Die letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 19. Mai 1878.

⁹⁷ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 8. Juli 1878.

⁹⁸ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 19. Mai 1878.

⁹⁹ Zu Richard Heschl (5.7.1824–26.5.1881) s. ÖBL 2 (1959) 302 f.

Heschls Vorsprache beim Minister war allerdings nur bedingt erfolgreich, denn es gab wenig Hoffnung auf Genehmigung, „es gibt eben in Oesterreich kein Geld für wissenschaftliche Zwecke“. Diese Nachricht brachte Luschan fast auf die sprichwörtliche Palme, und mit Hinweis auf die bevorstehende Besetzung von Bosnien-Herzegowina, die am 29. Juli 1878 startete, schrieb er:

„wir (müssen) ja jetzt die herzegovinischen Schweinetreiber und die bosnischen Slivovitzfabri-
canten civilisiren, und das kostet ja auch viel Geld. Wenn wir jetzt doch wenigstens irgend eine
interessante Colonie annectirt hätten, die würde vielleicht weniger kosten und mit der Zeit sogar
viel eintragen, aber so – man kann wirklich stolz sein, Oesterreicher zu sein !“¹⁰⁰

Wir wissen aus verschiedenen Quellen, dass Luschan dann doch zum „amtlichen Delegirten
der k. k. Regierung bei dem anlässlich der Weltausstellung in Paris stattfindenden anthropolo-
gischen Congresses ernannt“ wurde¹⁰¹. Allein: die ursprünglich dafür vorgesehenen 300 Gul-
den erhielt er nicht, da dem Ministerium „für diesen Zweck keinerlei Credit zur Verfügung“
stand¹⁰², was Luschan empörte:

„dass man in Oesterreich thatsächlich nicht im Stande ist, 300 fl für einen wissenschaftlichen
Zweck auszugeben ! Das ist doch geradezu zum verzweifeln ! und hat mich sehr nachdenklich
gemacht über das, was ich jetzt anfangen soll, wenn ich nach der Ausstellung nach Hause
komme. Einerseits kann ich meine Reise-Projekte nicht aufgeben und andererseits ist es klar, dass
ich von der oesterr[eichischen] Regierung niemals auch nur einen Sou für irgend eine Reise be-
kommen werde.“

Das sollte sich, wie wir aus seiner späteren Vita wissen, nicht ganz bewahrheiten. Luschan
fragte sich jedoch damals, ob er sich wirklich bis an sein Lebensende auf ‘money making’,
und damit meinte er eine „medizinische Praxis“, verlegen sollte.

„Wenn ich wenigstens sicher wäre, in kurzer Zeit so viel durch dieselbe zu gewinnen, das ich
damit auf ein Paar Jahre in M[adagaskar] reisen könnte¹⁰³, so wäre ich geborgen, aber das Ge-
gentheil ist sehr wahrscheinlich; oder vielmehr: es ist ganz sicher, dass ich in Wien so lange dazu
brauchen würde, bis ich zu alt wäre, um noch nach M[adagaskar] gehen zu können. Und wenn ich
dann bei der medicinischen Beutel-Schneiderei bliebe – glaubst Du, dasz ich es je würde zu ei-
nem wirklichen Resultat bringen, ich glaube es nicht, denn alle 5 Jahre einmal auf 8 Tage aufs
Land zu gehen, wie es unsere groszen Practiker machen, dazu habe ich absolut kein Geschick, ich
würde zu Grunde gehen, wenn ich nicht jährlich wenigstens einige Monate reisen könnte.“

Luschan gingen verschiedenste Szenarien durch den Kopf. Sollte er ein Angebot des Medizi-
ners Carl Frank Fischer¹⁰⁴, eines engen Freundes von Ferdinand von Hochstetter, als sein

¹⁰⁰ Die letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 18. Juli 1878.

¹⁰¹ Wiener Zeitung Nr. 178, 4. August 1878, 2. Wortidentisch auch in: Das Vaterland. Zeitung für die
österreichische Monarchie Nr. 211, 4. August 1878, 3.

¹⁰² Zitiert aus Abschrift des diesbezüglichen Schreibens des Ministers für Cultus und Unterricht Karl von
Stremayr aus Wien an Luschan vom 31. Juli 1878 (Luschan, Briefe aus Paris, nach dem 4. August 1878).

¹⁰³ Ferdinand von Hofstetter muss von diesen Plänen Luschans gewusst haben, denn er hatte ihm erklärt, wie
wir aus einem Brief Luschans aus Ammerland an seine Mutter vom 13. August 1876 erfahren, „bevor ich
nicht so viel esse wie er, und nicht wenigstens 2 Maasz Bier zu jeder Mahlzeit trinke, könne ich nicht nach
Madagascar !“ (SBB – PK, HSA, NL Luschan, K. 1, Konvolut „Briefe Dr Felix von Luschan an seine
Mutter bis 1879 Bosnien“). Von diesen Reiseplänen wusste auch Luschans Freund Julius Kugy, der ihm als
junger Student aus Triest am 6. Dezember 1876 schrieb, es täte ihm leid, Luschan nicht bei seiner geplanten
Entdeckungsreise nach Madagaskar begleiten zu können (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Korrespondenz
Julius Kugy).

¹⁰⁴ Vgl. zu ihm L. K. Gluckman, Dr Carl Fischer MD and the history of homoeopathy in Auckland in the 19th
century, New Zealand Medical Journal 90, 1979, 66–69; M. Belgrave, Fischer, Carl Frank, in: The

Assistent für ein jährliches Salär von 1000 Gulden nach Australien zu gehen, annehmen? Sollte er als Arzt in die Dienste des oesterreichischen Lloyd treten? Dieser hätte

„jetzt grossen Verkehr mit Indien, und einige Touren dorthin wären nicht zu verachten, abgesehen davon, dass man sich leicht dabei so viel ersparen kann, um nach einigen Jahren auf eigene Faust reisen zu können.“

Sollte er Assistent des berühmten Chirurgen Theodor Billroth¹⁰⁵ werden, mit einem Jahresgehalt von mageren 700 Gulden? Würde er wacker sparen, so könnte er sich vielleicht in zehn Jahren Bücher kaufen, „die einstweilen andere über M[adagaskar] geschrieben“ hätten¹⁰⁶. Sollte er Schreiber in der Kanzlei seines Vaters werden?

„Viel besseres wird sich ja so kaum finden, und mir ist jetzt wirklich alles gleich lieb, wenn es mich nur irgendwann und irgendwie nach M[adagaskar] führt.“¹⁰⁷

Sollte er im Auftrag Frankreichs nach Madagaskar gehen? Das französische Unterrichtsministerium hatte nämlich – wie Luschan wusste – eine eigene Abteilung für Forschungsreisen,

„die in den letzten 5 Jahren mehr als eine Million Francs dazu verwendet hat, um in alle Richtungen der Erde eine grosse Anzahl von Reisenden zu entsenden.“

Vom Sprachwissenschaftler, Ethnographen und Forschungsreisenden Karl Eugen Ujfalvy von Mezökövesd¹⁰⁸, den er in Paris bei einer Sitzung der anthropologischen Gesellschaft kennengelernt und mit dem er Freundschaft geschlossen hatte, wusste er etwa, dass dieser für seine nächste Forschungsreise nach Asien bereits 150.000 frs zugesichert erhalten hatte. Und an Madagaskar, so war sich Luschan sicher, hätten die Franzosen gewiss großes Interesse:

„Man würde hier eine wissenschaftliche Reise nach Madagascar ohneweiters unterstützen, weil man weiss, dass die Kosten derselben schon in kurzer Zeit zehnfach wieder hereinkommen durch die Entstehung eines neuen Handelsverkehrs, durch die Entdeckung neuer Rohstoffe, durch die Erschliessung neuer Absatz-Gebiete. Hier würde ich also sicher jede materielle und politische Unterstützung finden, und ob ich dann mein grosses Reisewerk deutsch oder französisch schreiben werde, das wäre mir – offen gestanden – ganz gleichgültig. Ich bin jetzt am Wege, französisch zu lernen, und was den sogenannten Patriotismus anbelangt, so weißt Du, dass ich von dieser Art Schwärmerei keinen grossen Theil geerbt habe. Es ist auch nicht meine Schuld, wenn man in Oesterreich die Kühe verhungern lässt, um an Futter zu ersparen, und ich fürchte sehr, man würde mich für verrückt halten, wenn ich irgend einem gegenwärtigen oder zukünftigen k. k. oesterr[eichischen] Unterrichts-, Handels- oder Marine Minister die Möglichkeit nahelegen wollte, aus Madagascar eine oesterreichische Colonie zu machen; und doch ist es mir ganz klar, dass es mit den 60 Millionen, die uns jetzt das bosniakische „Hinterland“ gekostet, recht leicht gewesen wäre, für Oesterreich eine Colonie zu gewinnen, die nicht nur an Grösse dem Mutterlande gleichgekommen wäre, sondern an national-oekonomischer Bedeutung das geworden wäre, was jetzt Indien für England ist.“¹⁰⁹

Dictionary of New Zealand Biography 1: 1769–1869 (Wellington 1990) 125 f. <<https://teara.govt.nz/en/biographies/1f8/fischer-carl-frank>, 4.12.2017>.

¹⁰⁵ Zu Theodor Billroth (26.4.1829–6.2.1894) s. ÖBL 1 (1954) 85; NDB 2 (1955) 239 f. (L. Schönbauer); E. Kern (Hrsg.), Theodor Billroth 1829–1894. Biographie anhand von Selbstzeugnissen (München u. a. 1994); R. Feikes, Christian Albert Theodor Billroth (1829–1894). Wie zeitgemäß ist unsere Medizinerbildung?, in Angetter – Seidl a. O. (Anm. 2) 99–110.

¹⁰⁶ Die letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 29. Juli 1878.

¹⁰⁷ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 4. August 1878.

¹⁰⁸ Zu Károly Jenő Ujfalvy von Mezökövesd (16.5.1842–31.1.1904), Autor des Buches „Aus dem westlichen Himalaja (Leipzig 1884), s. ÖBL 15 (2016), 64 f. (Á. Z. Bernád).

¹⁰⁹ Die beiden letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 29. Juli 1878.

Madagaskar, das war damals Luschans großer Traum, der sich allerdings sein Leben lang nicht erfüllen sollte.

Die Tage in Paris vergingen wie im Flug. Tagsüber hatte Luschan stets volles Programm am Weltausstellungsgelände, arbeitete an den Berichten, führte durch den Pavillon, besuchte die Sitzungen der anthropologischen Gesellschaft, machte Touren durch die verschiedenen Ausstellungen am Marsfeld. Regelmäßig war er mit Anthropologen beisammen, mit Broca, Bertrand, Mortillet, Topinard, Uifalvy, Henri-Alexandre Mazard, dem Bibliothekar des Museums von St. Germain, und anderen. Fast täglich war er in die Lage versetzt, Essenseinladungen anzunehmen, und erhielt dadurch Einblicke in die Seilschaften der französischen Forscher, konnte sich selbst weiter vernetzen.

Abends besuchte er mal die Oper, wollte aber von der Aufführung in seinem Brief lieber schweigen, mal wird er vom Seine-Präfekten zu einem Ball geladen, mal steht Theater am Programm. Da der Sommer sehr warm war, war des öfteren auch Abkühlung angesagt:

„Ich schliesse meinen Tag jetzt immer mit einem Bad in der Seine, manche meiner einheimischen Collegen baden jetzt sogar zweimal täglich; wenn es noch lange so fortgeht, werde ich mir auch nicht anders helfen können. Ich fange an mich nach einem gratis Bad zu sehnen; nicht einmal Millstatt oder Ammerland – selbst das Sophienbad wär mir schon angenehm, übrigens sind die Bäder auch hier sehr angenehm, und die Wäsche blendend rein, doch braucht man beinahe 1 franc.“¹¹⁰

Luschans Tagesablauf liest sich in dieser Phase zusammengefasst etwa so: „Morgens Trocadero, Kranke Salon, Bad, Louvre [...]“¹¹¹. Größere Abwechslung gab es kaum. Am Sonntag den 4. August bekam Luschan jedoch durch einen amerikanischen Tischgenossen bei Polidor, dem er „einmal für seine Zeitung einen Artikel über unsere anthrop[ologische] Ausstellung dictirt“ hatte, eine Karte zu einer Fahrt mit dem Ballon captif, der Publikumsattraktion der Pariser Weltausstellung (Abb. 9. 10). Der Ballon fasste 25.000 m³ und trug etwa 50 Personen auf etwa 500 m über Paris. Mit dem Boden permanent durch ein Kabel und eine Dampfmaschine verbunden, schaffte er ein Dutzend Aufstiege pro Tag:

„das Wetter (war) prachtvoll geworden ich bereitete mich durch ein würdiges Dejeuner bei Polidor für die herrliche „Fahrt“ vor und befand mich um 4 ½ Uhr – 400 Meter über der Seine.“¹¹²



Abb. 9: Ballon captif im Jardin des Tuileries, 1878



Abb. 10: Blick auf Paris aus dem Ballon captif, 1878

(nach: <http://www.laboiteverte.fr/le-ballon-captif-dhenri-giffard-au-dessus-de-paris-en-1878/>)

¹¹⁰ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 25. Juni 1878.

¹¹¹ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 21. Juli 1878.

¹¹² Die beiden letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 4. August 1878.

Viel wollte Luschán über den Ballon und die „Auffahrt [...], die ich zufällig in Gesellschaft von Sarah Bernhardt zu machen das Glück hatte“¹¹³, nicht schreiben, schickte aber Abbildungen mit,

„die Dir ihn besser versinnlichen werden, als wenn ich Dir hundert Seiten über dieses neueste Wunder schreiben würde. Auch über die Aussicht zu schreiben ist überflüssig, man könnte ein Buch über dieselbe schreiben und hätte noch immer zu wenig gesagt ! [...] ohne eine Stufe zu steigen, kommst Du drei oder vier mal so hoch als der Marcusturm ist – und das will schon etwas sagen ! Man sieht zwar das Meer nicht, aber dafür die vielen Windungen der blauen Seine und das ganze riesige Häusermeer, [...] mit seinen vielen grünen Inseln und dem breiten Streifen von Wald und Wiesen der es einrahmt, so weit das Auge reicht. Meine Erwartungen waren weit übertroffen worden“¹¹⁴.

Da der „geniale Vater des grössten Ballon captiv, den die Welt bisher besessen“, Monsieur Henri Giffard, die Mitglieder der anthropologischen Sektion der Association française, die sich als direkte Fortsetzung des Anthropologen-Kongresses verstand, am 26. August „zur Besichtigung seiner grossartigen Schöpfung eingeladen“ hatte, ergab sich für Luschán sogar ein zweites Mal die Gelegenheit zu einer Fahrt mit dem Ballon. Luschán kannte ihn zwar bereits, wollte das interessante Schauspiel aber dennoch „nicht versäumen, und auch schon wegen der vielen Bekannten und Freunden die ich zu finden hoffte, wollte ich nicht fehlen.“¹¹⁵ Und in der Tat machte Luschán bei dieser Gelegenheit nähere Bekanntschaft mit dem bereits renommierten Zoologen Ernst Häckel und dem noch jungen britischen Zoologen Ray Lankester.

Luschán als Arzt

Wie so oft auf Reisen, waren Luscháns ärztliche Kenntnisse auch während seiner Zeit in Paris gefragt. Zum einen gab er von Paris aus regelmäßig seinen Familienmitgliedern ärztliche Ratschläge, z. B. seinem Vater, der an lang andauerndem Katarrh litt und dem er „Alaun zu inhalieren“ verordnete, woran er eine genaue Beschreibung anschloss, wie das genau zu geschehen habe¹¹⁶. Und seinem Bruder Oskar empfahl er „Spiritus saponatus alcalinus Hebra“ zur Behandlung seiner Akne¹¹⁷. Zum anderen war er auch in Paris praktisch sehr gefragt. Einmal hatte er etwa gemeinsam mit Quatrefages eine Frau ‘wiederzubeleben’. Sie war auf einem Seine-Dampfer vor Schmerz ohnmächtig geworden, nachdem sie sich einen Finger eingeklemmt hatte. Sie auf eine Bank zu legen und ihr Essig unter die Nase zu halten, vollbrachte das ‘Wunder’. Und auch die Mitglieder des österreichischen Komitees und deren Familien griffen immer wieder auf ihn als Arzt zurück, ebenso wie Besucher aus Wien und französische Freunde und Kollegen.

So wurde er an einem Sonntag, es war der 2. Juni, frühmorgens aus dem Bett und zur Frau eines Komiteemitglieds geholt, die an Rheumatismus litt. Die Behandlung mit einer Morphium-Salbe zeigte jedoch nicht den gewünschten Erfolg, sodass Luschán zwei Tage später bei der Firma Mathieu, „dem ersten Instrumentenmacher der Welt [...] einen prachtvollen Inductionsapparat, der das merkwürdigste ist, was mir in seiner Art noch unterge-

¹¹³ Luschán, Briefe aus Paris, unter dem 26. August 1878.

¹¹⁴ Luschán, Briefe aus Paris, unter dem 4. August 1878.

¹¹⁵ Luschán, Briefe aus Paris, unter dem 26. August 1878.

¹¹⁶ Luschán, Briefe aus Paris, unter dem 19. Mai 1878.

¹¹⁷ Luschán, Briefe aus Paris, unter dem 14. Juni 1878.

kommen“¹¹⁸, kaufte. Er war klein, in einer eleganten Holzschatulle untergebracht und um etliches billiger als in Wien. Mit diesem wird Luschan in den folgenden Tagen und Wochen an der Frau in insgesamt neun Sitzungen eine Elektrotherapie durchführen, die schließlich zu einer Linderung des Leidens führte.

Besonders einsatzreich war der 1. und 2. Juli 1878 für Luschan. Morgens war er bei Charles Schlichtegroll, dem Leiter des kommerziellen Dienstes im Bureau der k. k. österreichischen Lokalkommission in Paris¹¹⁹, den er regelmäßig aufsuchte, da er an schweren asthmatischen Anfällen litt. Mittags musste er einen Mitarbeiter Schlichtegrolls am Schienbein operieren:

„(Ich) eröffnete sodann mit einem einzigen Schnitt eine grosse Eiterhöhle, in der nussgrosse Klumpen von neurotischem Fleische, mortificirte Sehnen, Knochentrümmer und so weiter, recht gemüthlich herumschwammen; auf Handtellergrösse war die Haut rings um den Schnitt herum unterminirt, das untere Ende der Tibia in grosser Ausdehnung blosliegend, cariös und necrotisch [...]. Ich reinigte so gut ich konnte mit Messer, Schere und Schabeisen, stillte eine leichte Blutung mit Charpie-Kompressen, legte einen gut desinficirenden Verband an“¹²⁰.

Abends untersuchte er die Frau seines Bekannten, des Dr. Fischer aus Australien, konnte bei ihr aber keinen Herzklappenfehler feststellen. Und als sei dies alles für einen Tag nebenbei betriebener ärztlicher Hilfe noch nicht genug gewesen, wurde er mitten in der Nacht um 1 Uhr früh durch heillosen Lärm an seiner Tür aus dem Schlaf gerissen. Er stand auf, bewaffnete sich

„mit einem Scalpell, das mir für gewöhnlich zum Hühneraugen und Citronen-Schneiden dient, öffne meine Thüre und sehe meinen Hausherrn in der Schlafmütze und neben ihn – wäre ich 70 Jahre älter gewesen so hätten meine verkalkten Hirnarterien den choc nicht überstanden und wären elend geborsten was Extravacat, Apoplexie und noch andere üble Folgen herbeigeführt hätte – neben meinem Hausherrn also sehe ich denselben Diener der k. k. oesterr[eichischen] Local-Commission, der mir am Vormittag bei der Operation assistirt. Da war mit einem Schlag mein ganzer Schlaf vorüber, und ich erinnerte mich mit Schaudern an die spritzende A[rteria] tibialis antica meines Operirten, die ich aus Bequemlichkeit nicht unterbunden, sondern durch einen Verband comprimirt hatte.“

Die Vorstellung, die Arterie seines Patienten hätte zu bluten begonnen und er würde nun „Minute für Minute mit unerbittlicher Sicherheit dem Tode“ entgegenbluten, ließ Luschan mit einem Schlag gänzlich wach werden. Doch der Grund der nächtlichen Ruhestörung war, wie Luschan sehr bald begriff, nicht sein operierter Patient, sondern ein Architekt,

„der im Begriffe sei, an einer Fischgräthe zu ersticken. Das war nun zwar auch nicht sehr angenehm zu hören, der Mensch konnte auch todt sein, bevor ich hätte hinkommen können, er hätte auch unter meinen Händen und ohne dass ich ihm hätte helfen können zu Grunde gehen können – aber das wäre wenigstens ohne meine Schuld gewesen, und so hat denn vielleicht selten jemand mit grösserer Freude die Nachricht aufgenommen, dass ein Mensch im Begriffe sei zu ersticken !“

Luschan schnappte sich eiligst eine Zungen-Spatel und anderes medizinisches Instrument, fuhr so schnell es „mit einem verschlafenen Pariser Kutscher überhaupt“ ging zum Haus der österreichischen Kommission, stürmte drei Treppen hinauf – und fand oben zwei junge Leute vor,

¹¹⁸ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 4. Juni 1878.

¹¹⁹ Beck a. O. (Anm. 1) 105.

¹²⁰ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 1. Juli 1878.

„die sich recht gemüthlich unterhielten, nur der eine war etwas bleich und erzählte mir in kurzen und abgerissenen Sätzen, er „glaube“ vor 2 Tagen eine Gräthe geschluckt zu haben, die stecke ihm nun im Hals, einmal gerade, einmal schief, ebenjetzt sei es sehr erträglich, manchmal hätte er aber furchtbare Anfälle, Schmerz und Athemnoth.“

Luschan wusste auch dafür Rat, verschrieb „eine tüchtige Dosis Tartarus emeticus¹²¹ und empfahl mich mit dem Versprechen, ihn am Morgen wiederzusehen [...]. Es war indessen 3 Uhr geworden, als ich wieder nach Hause kam“. Am nächsten Morgen besorgte Luschan bei Matthieu, einem der bekanntesten Hersteller medizinischer Instrumente, eine Schlundsonde, fuhr abermals zu seinem „nächtlichen Ruhestörer“ und traf diesen in guter Verfassung an,

„von seinen nervösen Anfällen wie ich hoffe radical geheilt. Wir eruirten übrigens, dass wir uns schon von Wien aus kannten und auch am Hochstetter-Ball beisammen waren. Er ist aber ein furchtbar nervöser und ängstlicher Mensch und ich kann ihm desshalb seine unerhörte Ruhestörung eigentlich nicht einmal übelnehmen. Meinen Operirten aber traf ich bei glänzendem Wolsein, wechselte den Verband und machte mich sodann auf den Weg“¹²².

Auch eine Tonsillotomie, eine Teilentfernung der Gaumenmandeln, führte Luschan einmal, am 13. Juli, an einem Mitarbeiter der österreichischen Kommission durch. Für diesen Eingriff notwendiges medizinisches Werkzeug besorgte er sich abermals bei Matthieu.

Wie viel Zeit Luschan die darauffolgende Betreuung der Patienten gekostet haben mag, lässt sich aus den Briefen und den darin festgehaltenen oftmaligen Erwähnungen der Krankenbesuche nur erahnen. Was sich jedoch mit Gewissheit daraus herauslesen lässt: er freute sich, dass ihm der Handelsminister Chlumetzky am Sonntag, den 14. Juli, für diese medizinische Betreuung der Mitglieder der österreichischen Delegation „sehr warm gedankt hat.“¹²³ Honorar erhielt Luschan aber auch für diese Leistungen nicht.

Das abrupte Ende von Luschans Pariser Aufenthalt

Das politische Geschehen dieser an Ereignissen reichen Zeit machte auch vor Paris nicht halt und war regelmäßig Gesprächsgegenstand. So ließ die Situation am Balkan vor allem die österreichischen Gäste auf der Pariser Weltausstellung nicht unbeeindruckt. Denn der in Berlin vom 13. Juni bis 13. Juli 1878 stattfindende Kongress, der die Balkankrise regeln sollte, resultierte im sog. Berliner Vertrag, durch welchen Österreich ermächtigt wurde, Bosnien und Herzegowina unbefristet zu besetzen und zu verwalten. Einberufungen standen vor der Tür, die natürlich auch die Eltern unseres Reisenden in Sorge versetzten. Dazu trug überdies die Ernennung Felix von Luschans zum Oberarzt in der Reserve bei. Dass sie bevorstand, hatte Luschan bereits im Juni „durch einen jungen Cubaner, der in Wien Chirurgie studirt hat & seit einigen Tagen hier ist“, erfahren. Belustigt und in der Absicht, seine Mutter zu beruhigen, fügte er hinzu, dass auf seiner Qualifikationsliste

„im Militär-Spital unter anderen auch stehen soll, dass ich malayisch und arabisch spreche ! Dass geht doch noch über meine angebliche Eintheilung zu einem Sanitäts-Zug, und ist offenbar auf einen schlechten Witz meines alten Feldwebels zurückzuführen.

Wegen meiner Mobilisirung mache Dir indes um Gottes Willen keine Sorgen, es kommt gewiss nicht dazu, und wenn – ! Es wäre eigentlich doch nur sehr interessant und ich würde recht gerne

¹²¹ Brechweinstein: eigentlich ein Brechmittel, das aber auch bei Atemnot hilfreich sein konnte.

¹²² Die letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 2. Juli 1878.

¹²³ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 17. Juli 1878.

gehen, obwol mein hiesiger Aufenthalt mir wirklich von Tag zu Tag lieber und angenehmer wird.“¹²⁴.

Im Laufe des Monats Juli hatte er sein Oberarzt-Dekret in Paris erhalten¹²⁵, doch wurde er – die Mobilisierung hatte bereits begonnen – vorerst nicht einberufen. Unter dem 18. Juli schrieb er noch nach Hause:

„Vorläufig scheint meine vorgesetzte Behörde aber auf mich ganz vergessen zu haben; bei den unausgesetzt weiter gehenden Mobilisierungen hätten sie mich sonst wol schon längst auch erwischt.“

Unvergessen sollte Luschan dann aber der 30. August, ein Freitag, werden. Morgens traf er beim Frühstück bei Polidor den Maler Daniel Penther¹²⁶, den er drei Jahre zuvor während eines Aufenthaltes in München bei Gabriel Max kennengelernt hatte; dann erfuhr er im Büro der Kommission, dass sein „chirurg[ischer] Bericht definitiv mit 500 fl. honorirt werden würde.“¹²⁷

Von 11 bis 4 Uhr verbrachte er mit dem bekannten Berliner Pathologen und Anthropologen Rudolf Virchow¹²⁸ und dessen Familie in der Ausstellung, besprach mit ihm wichtige Fragen und verabredete sich für den folgenden Tag zu einer großen kranio-metrischen Konferenz:

„mich aber ereilte, bald nachdem ich zu Hause angekommen, ein bitteres Schicksal in Gestalt eines Telegrammes: „Bist einberufen, komme gleich, antworte wann“.“

Drei Stunden später war Luschan am Bahnhof „Gar de l’Est, fast ohne Gepäck“ und ohne viel von seinen

„Dingen in Ordnung gebracht zu haben, dafür aber in der festen Überzeugung, in längstens 10 Tagen wieder zurück zu sein, eine süsse Hoffnung, die [...] gänzlich unerfüllt geblieben ist. Sonntag aber am 1. September war ich früh morgens bereits wieder in Wien – der Rest ist Schweigen.“¹²⁹

Nach seiner Ankunft in Wien, meldete sich Luschan umgehend bei seiner Truppe, von welcher er zum Einsatz nach Bosnien verpflichtet wurde. Sein erster Brief von diesem neuen Lebensabschnitt datiert vom 6. September 1878 aus Pozega im Osten Kroatiens.

Wie unvorbereitet Luschan der kurze, nur sechs Worte umfassende Telegrammtext „Bist einberufen, komme gleich, antworte wann“ getroffen und wie unverzüglich er sich auf die neue Situation, die neuen Aufgaben und Herausforderungen in Bosnien-Herzegowina eingestellt hatte, ersehen wir daraus, dass er den Pariser Brief erst Ende des Jahres 1878, vier Monate nach seiner Abreise aus Paris, fertigstellte:

¹²⁴ Die beiden letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 19. Juni 1878.

¹²⁵ Definitiv veröffentlicht wurde Luschans Ernennung am 3. August 1878, u. a. in der Militär-Zeitung Nr. 62, 3. August 1878, 498, aber auch in der in Prag erscheinenden Epoche Nr. 48 vom selben Tag, S. 7.

¹²⁶ Zu Daniel Penther (1837–10.2.1887) s. ÖBL 7 (1978) 410 (R. Schmidt).

¹²⁷ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 30. August 1878. Diesen Bericht aufzufinden, ist bislang nicht geglückt.

¹²⁸ Zu Rudolf Virchow (13.10.1821–5.9.1902) s. M. Vasold, Rudolf Virchow. Der große Arzt und Politiker (Stuttgart 1988); H. Schipperges, Rudolf Virchow (Reinbek bei Hamburg 1994); Chr. Andree, Rudolf Virchow. Leben und Ethos eines großen Arztes (München 2002); C. Goschler, Rudolf Virchow: Mediziner – Anthropologe – Politiker (Köln u. a. 2002); Chr. Andree, Rudolf Virchow – Vielseitigkeit, Genialität und Menschlichkeit. Ein Lesebuch (Hildesheim u. a. 2009).

¹²⁹ Die beiden letzten Zitate nach Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 30. August 1878.

„Diesen Brief aber vollende ich nun an Bord des Dampfers Zriny am Weg nach Tuzla, zwischen Samač und Šupanje am 29. December 1878, an welchem Tage ich mich in Begleitung sehr angenehmer Officiere und in gespanntester Erwartung auf Novi Brčka und Tuzla und auch sonst in glänzendstem Wohlbefinden auf die Zukunft freue, einstweilen aber wünsche ich Euch allen ein

Glückliches neues Jahr

als Euer dankbarster

Felix¹³⁰

Abkürzungen:

Heinrich 1995/1996 = A. Heinrich, Vom Museum der Anthropologischen Gesellschaft in Wien zur Prähistorischen Sammlung im k.k. Naturhistorischen Hofmuseum (1870–1876–1889–1895), AnthrWien 125/126, 1995/1996, 11–42

Katalog 1878 = Katalog der oesterreichischen anthropologisch-ethnographischen Ausstellung. Separat-Abdruck aus dem officiellen Katalog der Welt-Ausstellung 1878 zu Paris (Wien 1878)

Luschan, Briefe aus Paris = „Briefe aus Paris 1878“ von Felix von Luschan an seine Eltern, beginnend mit dem 17. April 1878, von seiner Reise zur Pariser Weltausstellung des Jahres 1878 (SBB – PK, HSA, NL Luschan, Kasten 3, Konvolut 1)

NDB = Neue Deutsche Biographie

ÖBL = Österreichisches Biographisches Lexikon 1815–1950

SBB – PK, HSA, NL Luschan = Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Nachlass Felix von Luschan

¹³⁰ Luschan, Briefe aus Paris, unter dem 29. Dezember 1878.

Oscar von Luschan

der k. k. Notar und Ehrenbürger von Millstatt
(Ober-Hollabrunn, NÖ 21.01.1858 – 14.11.1909 Millstatt)

Angelika Tunis

Einleitend möchte ich daran erinnern, dass erst der Ausbau der Südbahn in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts das Kronland Kärnten (1867-1918) in den Fokus möglicher Urlaubsziele rückte. Bereits 1829 gab es die Idee einer Eisenbahnstrecke von Wien an die Adria. Das militärstrategisch, politisch und ökonomisch wichtige Projekt einer Verbindung von Wien zum Haupthandelshafen der Monarchie Triest, war der Auslöser für den Ausbau der Südbahn. Ab dem 12. Juli 1857 konnte man mit dem Zug durchgehend von Wien nach Triest reisen. Die Strecke verlief zunächst über Graz direkt nach Süden bis Spielfeld-Straß, weiter nach Marburg, Laibach und Triest. Eine Flügelstrecke der „k. k. priv. Kronprinz Rudolf-Bahn“ führte über Kärnten an die italienische Grenze.

Doch der Millstätter See lag etwas abseits von den Hauptstrecken und daher gelang der Anschluss an den aufkeimenden Fremdenverkehr erst 1873 mit dem Ausbau der Strecke Marburg-Villach-Franzensfeste (ital. Fortezza, in der Nähe von Brixen). Diese Bahn brachte nun die Gäste aus Wien und Graz, die im Sommer aus der Großstadt flüchteten und Erholung in den Bergen suchten. Das Schwimmen in den Seen war damals noch nicht üblich, obwohl es Seebäder gab: so kündigte Anton Trebsche 1870 an, dass am 1. Juli in Millstatt das neu errichtete Bad für Damen und Herren, eröffnet werde.¹

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts kamen die ersten Gäste an den Millstätter See, vor allem aus Wien. Doch fehlte es vorerst an geeigneten Unterkünften. Am sonnigen Nordufer des Sees lag der Markt Millstatt mit seinem ehrwürdigen Benediktinerkloster. Am schattigen Südufer gab es zu keiner Zeit eine Dauersiedlung. Bis zum Aufkommen des Fremdenverkehrs gab es dort nur den Lagerhof, der bis heute seine Abgeschlossenheit bewahrt hat. Deshalb ließen sich die, die es sich leisten konnten standesgemäße Domizile bauen, auch auf dem schattig gelegenen Südufer.

„Die Villen wachsen wie Pilze aus der Erde und überbieten sich gegenseitig an Eleganz und Comfort“ ist in einem Reiseführer über Pörtschach von 1890 zu lesen. Dasselbe gilt bald auch für Millstatt, wo seit 1881 die Villa Schuster (später: Villa Verdin) „die schönste Perle in der Reihe der Villenbauten“² ist. In schneller Folge kamen 1883 das Deutsche Haus (seit 1959 Villa Tacoli), das Hotel See-Villa, 1884 im venezianischen Stil erbaut, und weitere hinzu.

Die Familie von Luschan kam erstmals 1875 auf „Sommerfrische“ nach Millstatt, wohnte zuerst im Gasthof von Franz Burgstaller, später im Gasthof Trebsche. Offenbar fühlte sich die ganze Familie hier so wohl, dass man sich für einen Umzug ins warme Kärnten entschied, auch weil die Stadtluft Oscars Gesundheit abträglich

war. Mutter Christine starb nach langem, schweren Leiden mit 46 Jahren 1879, schon in Millstatt. Da entschieden sich die Familien von Felix und Oscar 1883 für einen dauerhaften Wohnsitz am Millstätter See, da sie nach dem Tod von Mutter Christine und Vater Maximilian keine lebenden Verwandten mehr in Wien hatten. Felix und Emma hatten 1885 in Millstatt geheiratet. Als ihr Haus, die Villa „Felicitas“, gerade bezugsfertig war, kam die Berufung ans neu errichtete „Königliche Museum für Völkerkunde“ nach Berlin als Directorial-Assistent. So wurde sein Haus am See zum Feriendomizil.

Oscar Johannes Lukas war der dritte Sohn des Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Maximilian Ritter von Luschan (1821-1883) und seiner Gattin Christine (1833-1879). Nach Felix (geb.

¹ Maierbrugger, 1964, 322ff

² Stawa, 2008, 29

1854) und Max (geb. 1855), der 18jährig noch als Gymnasiast verstarb, kam Oscar, laut der Nationalen (Inskriptionsschein der Studierenden) der Universität Wien, auch in Oberhollabrunn zur Welt, mit röm. kath. Konfession. Nur im Staatsprüfungszeugnis vom 8. Juli 1877 ist Wien als Geburtsort angegeben.

Vor seinem Studium besuchte er das k. k. Obergymnasium zu den Schotten in Wien. Oscar wohnte mit seinen Eltern im ersten Wiener Gemeindebezirk, Stoß am Himmel 3, 2. Stock.

Nach dem frühen Tod der Mutter 1879, nahm sich die Großmutter mütterlicherseits, Leocardia Hocheder, geb. Alberti (1815-1892) der beiden Enkel Felix (seit April 1878 Dr. med.) und Oskar an. Die beiden Brüder waren gleichermaßen sehr gebildet, wie es der Familientradition entsprach. Felix schrieb Briefe an die Mama auch lateinisch und englisch, ebenso an seinen „Carissime Frater Oscar“, dem als Jurist Latein auch geläufig war. Leocardias besondere Fürsorge galt auch ihrem vollverwaisten Enkel Odorico von Susani (1865-1943, später Medizinalrat und Bahnarzt in Gloggnitz), dessen Vater Nikolaus von Susani, kaiserlich-mexikan. Rittmeister, unter Kaiser Maximilian in Mexiko gekämpft hatte und 1866 gefallen war, und dessen Mutter Aloisia Hocheder 1872 verschieden war. Odorico hielt zeitlebens engen Kontakt zu Oscar.

Oscar studierte von WS 1875/76 bis SS 1879 an der Juridischen Fakultät. Er war durchgehend inskribiert und beendete sein Studium mit dem 8. Semester. Am 28. März 1881 legte er sein Rigorosum ab, wobei die Ergebnisse der Prüfung als ungenügend erklärt wurden. Er legte keine Promotion an der Universität Wien ab.

Einige Vorlesungen, die er besuchte waren unter anderem: Institution des Römischen Rechts, Deutsche Reichs- u. Rechtsgeschichte, Praktische Philosophie, Österr. Geschichte, Geschichte des Römischen Rechts, Kirchenrecht, Zivilrecht, etc. (Archiv der Universität Wien).

Oscar litt seit seiner Kindheit an Anfällen infolge einer psychischen Beeinträchtigung, die Felix als Arzt jedoch nicht als gravierend einschätzte, da er „diesen Zustand aber mit einem Teil der Menschheit gemeinsam habe und der durch Geduld und Ruhe leicht zu ertragen ist“³ Felix war seit dem 29.11.1880 als Sekundararzt im k. k. Allgemeinen Krankenhaus tätig, wo er auf der chirurgischen und psychiatrischen Klinik gearbeitet hatte, wodurch er den Zustand seines Bruders sehr gut beurteilen konnte. Leider musste er der Familie und engen Freunden sagen, dass mit der Wiederholung der Krankheitsschübe immer zu rechnen sei. Dem Papa schreibt er 1883, dass Oscars Besserung nur vorübergehend sein werde. „Allerdings wird es notwendig sein, ihn für Jahre und Jahre am Land und fern von Wien unterzubringen“. Zu jener Zeit sprach man auch von „periodischem Irresein“ (ARD März 2017 Film über die Charité zu Virchows Zeit)

Dieser Aussage zufolge handelte es sich um eine bipolare Erkrankung, die früher als „manisch-depressiv“ bezeichnet wurde und sich auffallend häufig in Künstlerbiographien findet. Mit all ihren „massiven Hoch- und Tiefdruckgebieten der Psyche“ sind Betroffene in ihrem mäanderndem Bewusstseinsstrom höchst selbstmordgefährdet. Dabei können Manien wie Depressionen vollständig ausgebildet sein. Die Ursachen sind bis heute nicht ausreichend erforscht, obwohl rund 400.000 Österreicher heute davon befallen sind. Die Krankheit ist in der Regel ein lebenslanges Urteil. Genetische Vorbelastung ist sehr wahrscheinlich ein Grund. Doch bis heute gilt, dass das Gefährliche an der Krankheit darin besteht, dass sie häufig nicht als solche erkannt wird.³

Man kann vermuten, dass Oscar erblich belastet war, denn auch seine Mutter litt unter seelischen Verstimmungen. Ihre depressive Veranlagung ist in der Korrespondenz mit ihrer besten Freundin Georgine von Hochstetter, der sie in vielen Briefen ihre Zukunftsängste anvertraute, zu erkennen. Im Sommer 1876 schrieb sie, von Todesängsten geplagt zu sein. Zum Jahresende 1878 vertraut sie ihrer Freundin an: „mir ist auch immer nicht wohl und ich sehe recht trüb in die Zukunft. Die ganze Misère des Lebens liegt auf mir.“ Die Sorge um

³Hager, Angelika, Ich-Explosionen, profil 8, 20. Feb. 2017: 56-60

Felix beim Militär belastet sie ständig, wie sie im Jahr darauf (29. März 1879) erneut betont: „Du wirst meine Schwachheit bemerkt haben. Ich muss jeden Brief so oft lesen“. Die Trennung von Felix fällt ihr besonders schwer, denn sie befürchtet, „dass ich ihn vielleicht nie mehr sehen werde“, wie sie in diesem Brief betont. Auch Felix war diese Gemütslage bekannt, denn er schreibt am 6. Mai 1879: „... Mama hat sich wohl inzwischen wieder erholt, ihr Brief vom 20. April war in sichtlich sehr deprimierter Stimmung geschrieben, die beiden anderen sind wieder heiterer...“ (NL Kasten 1). Felix versuchte sie immer wieder mit seinen Briefen aufzuheitern. (NL Kasten 3).

Die ganze Familie scheint von diesem Nervenleiden betroffen zu sein. Felix schreibt am 22. Jänner 1879 an Mama über Schnupfen und „... sogar ein paar Anfälle meiner Neuralgie... anfangs nur ein dumpfer Schmerz leider merkte ich bald, dass mein Quintus: eine alte Empfindlichkeit, noch immer nicht ganz eingebüßt habe und dass ich in ihm noch immer ein punctum minoris resistentiae (Insuffizienz der körpereigenen Widerstandskraft) besitze. Die Anfälle wurden ganz typisch und erreichten am 19. eine Höhe, die mich fast an die schlimmsten Tage von 1872 (Villach) erinnerte. Durch horrende Chinin-Dosen bin ich aber wieder Herr über die widerspenstigen Nerven geworden. Ich bin nun schon drei Tage ohne Anfall und hoffe es auch für alle Zukunft zu bleiben.da ich nun Aussicht habe, wieder für wenigstens 5 Jahre complet gesund zu bleiben.“ Daraus ist zu schließen, dass sich Schwächen seiner Widerstandskraft im Rhythmus von fünf Jahren wiederholt bemerkbar machten und er mit hohen Dosen von Chinin dagegen vorging, wie seine Mutter ihrer Freundin mehrmals mitteilte.

Dem besorgten Vater empfahl er Oscar in die Alpen zu schicken, wenn die Anfälle vorbei seien. Es stellte sich aber heraus, dass nach einer vorübergehenden

Verbesserung doch die Einweisung in eine psychiatrische Klinik notwendig wurde. Felix empfahl die Konsultation ihm bekannter Ärzte in Wien, denn er selbst war 1882 als Teilnehmer an einer archäologischen Expedition in den antiken Landschaften Lykien und Karien in der Türkei unterwegs.

Am 23. Dez. 1882 schrieb er seinem Papa: „...Was Du über Oscar schreibst, kann ich gut verstehen, ich kann mir aber keine Hoffnung auf Änderung machen, bevor er nicht verheiratet ist. Fast alle seine Excentricitäten stammen ja doch mehr oder weniger von der einen Quelle. So thöricht es sonst offenbar ist, ohne ausreichende Mittel zu heiraten, so möchte ich doch in dem einen Falle wieder eine Ausnahme für gestattet halten. Soweit ich die Verhältnisse überhaupt und per Distance beurteilen kann, so würde es mir angebracht erscheinen, ihm schon jetzt eine bestimmte Subvention zuzusichern für den Fall, als er nach Ablegung seiner Prüfungen wirklich heiraten wollte. Vorher zu heiraten – was ihm offenbar durch den Kopf geht – wäre wohl Wahnsinn, aber nachher lange Jahre auf einen ausreichenden Gehalt zu warten, scheint mir bei seinem unglücklichen Naturell auch nicht eben zweckmäßig. Mit 2-3000 Gulden könnte das junge Paar ja ganz gut auskommen. (Oscar gewiss viel eher als ich) irgendeine Art von Gehalt muss er jedoch bekommen, wenn er mal seine Prüfung hat und in den Rest müssten sich dann die beiden Väter teilen, was nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegen werde.“

Oscar war nun Jurist. Er erwarb sich schon als 'Rechtspraktikant in Spittal a. D.' besondere Verdienste um die Neubearbeitung des Grundbuches. „Was seine Stellung betrifft, so ist die Sache zunächst sehr einfach, er muss nur seine Prüfung machen. Ein Notariat bekommt man dann mit der Zeit gewiss ... Zur Prüfung ist er theoretisch wohl genügend vorbereitet ... aber er braucht auch einige Praxis in größeren Sachen, die in Millstatt nicht vorkommen, muss daher einige Zeit nach Wien oder Graz gehen ... Doch er hat sich nicht losmachen können. Er hätte seine Pferde verkaufen und seine Felder verpachten müssen ... Hoffentlich aber macht er im Herbst wirklich ernst“. Im Kärntner Landesarchiv ist zu lesen, dass Oscar 1885 erstmals als Notariats-Candidat offiziell ausgewiesen ist. Bei der Hochzeit von Felix und Emma am 22. Juli 1885 ist der Trauzeuge Oscar als „Notariats Concipient“ genannt. Oscar wird eine

kräftige Natur bescheinigt und man hoffte, dass sich nach Absolvierung der Notariatsprüfung mit einer äußeren Stellung auch seine Stimmung bessern werde.

Schon im Frühjahr und Sommer 1883 folgte für Felix eine Reise im Auftrag der Berliner Akademie der Wissenschaften mit Otto Puchstein und Karl Humann in die Kommagene (antike Landschaft im SO Kleinasien) um die dortigen Königsgräber zu studieren.

Zur Erholungsreise der Brüder kam es dadurch allerdings nicht, zumal sich Oscar inzwischen wieder erholt hatte und Felix Ende dieses Jahres neuerlich zu einer längeren Reise nach Karien, Lykien, Pamphylien und Syrien aufgebrochen war.

Auf seiner Reise zum Nemrud Dagh (Provinz Adiyaman, Türkei) im Auftrag der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften, beschäftigte ihn sehr die beginnende Krankheit seines Bruders, den er wohl sehr geliebt hat, wie ein Brief an den Vater vom 4.6.1883 zeigt.

Am 24. Juli 1883 teilt er dem Papa im Hafen von

Smyrna mit: „Lieber Papa, so wäre ich wieder in Smyrna, leider Dank der ägyptischen Cholera und der türkischen Quarantäne eine volle Woche später als ich erwarten konnte. Ich hoffe eine gute Nachricht von Dir und Oscar zu finden, dann gehe ich Samstag mit dem Lloyd nach Triest..... erscheint es mir aber nach den Briefen, die ich vorfinde, geboten, so werde ich über Constantinopel und Varna per Bahn reisen, dann könnte ich noch wirklich am letzten Juli in Wien sein. Ich halte es für möglich und hoffe, dass Oscar bereits so weit hergestellt ist, dass er mit mir eine Erholungsreise machen kann. ... Für mich brauche ich aber nichts als 8 oder 10 Tage in einem Gebirgsdorf und ich würde völlig in Ordnung sein; Wenn aber Oscars Zustand so ist, wie ich ihn mir vorstelle so dürfte ihn ein ausgiebiger Landaufenthalt notwendig sein, und ich glaube selbst am geeignetsten zu sein, wenigstens eine Zeit lang mit ihm zu bleiben. Doch darüber nachher, wenn ich ihn erst gesehen.“ Am 24. August teilt er dem Vater mit, dass er plant, Oscar „wenn nötig „gegen Revers“ aus der Anstalt zu nehmen und so gut als möglich außerhalb derselben versorgen.“ (NL Kasten 3)

Den Vater dürfte die Krankheit seines Sohnes wohl sehr belastet haben, denn bald nach der Rückkehr von Felix, wodurch er Oscar versorgt sah, starb er nach kurzem schweren Leiden im September 1883 in Villach an einer Lungenlähmung. Zum folgenden Jahreswechsel war Oscar wieder einige Wochen in der Klinik.

Durch den Tod des Vaters verlor Felix den Adressanten für seine Reiseberichte, die er nun an seinen Bruder schickte. Davor schrieb er selten an Oscar, eigentlich nur, wenn er Aufträge für ihn hatte. Im Nachlass ist auch kein Dankesbrief erhalten. Dem Vater bestellt er am 18.1.1883: „Oscar lasse ich vielmals für seine Besorgungen danken“ und ein andermal: „Oscar hat alle Commissionen famos besorgt.“

Oscar hatte sich zunächst eine kleine Wirtschaft mit Pferden und Ackerland in Millstatt aufgebaut. Heutige Nachkommen wissen nur von einem Schuppen, wo ein Pferd und eine Kutsche standen, mit der man nach Spittal fuhr. Es gab auch Grundbesitz in Seeboden, doch weiß man heute nicht mehr, ob der jemals bewirtschaftet war. Oscar war zur Zeit des Umzugs nach Millstatt, Mitte der Siebzigerjahre des 19. Jahrhunderts, fast 25 Jahre alt. Dort führte er sicher ein gesundes Leben, „da Oscar äußerst mäßig lebt, fast keinen Alkohol trinkt, nur sehr viel raucht“, wie sein engster Freund Emil Pfersche im Juli 1887 aus Graz an Felix schreibt. Er freute sich, wenn seine kleine Wirtschaft ordentlich ging und etwas trägt und er das Vertrauen der Bauern gewonnen hatte, weil er etwas durchsetzen konnte. Er hat sogar sein Notariats-Praktikum in einer Kanzlei in Wien oder Graz immer wieder hinausgezögert, denn „er hätte seine Pferde verkaufen und seine Felder verpachten müssen“, erläutert sein Freund Emil Pfersche in einem Brief vom Sommer 1887. Das Streben, sich zu beweisen und anerkannt zu sehen, bildet den Grundton seines Gefühlslebens. „Es zeigt sich zwar nicht in lebhaften Bemühungen, die bei ihm selten sind aus einem Gemisch von Bequemlichkeit und Resignation heraus ...“ resümiert Pfersche weiter und stellt zehn Jahre später fest: „Das fatalste ist, dass er nicht das Bewusstsein der Krankheit hat, dagegen lässt sich noch nichts machen. Daher wird er sich nicht so leicht richtig beurteilen.“

Der Rechtswissenschaftler Emil Pfersche (1854 – 1916), mit einer Professur an der Univ. Prag, pflegte enge Freundschaft mit beiden Brüdern. Er war wohl der engste Vertraute und beste Kenner von Oscar. Felix berichtet er laufend über seine Kontakte zu Oscar und dessen Gesundheitszustand bzw. Krankheitsverlauf.

Felix selbst wollte sich im Anschluss an seine Reise 1883 zum Nemrud DagH privat mehr um Oscar kümmern und gemeinsam eine Erholungsreise unternehmen. Er erwog sogar, ihn gegen Revers aus der Klinik zu holen und ihn so gut als möglich privat zu versorgen. Denn Oscar war wiederholt in stationärer Behandlung in Wien wie in München. Wegen einer Choleraepidemie in der Türkei und der dadurch verhängten Quarantäne verzögerte sich seine Rückkehr nach Wien jedoch erheblich.

Zur Erholungsreise der Brüder kam es allerdings nicht, da sich Oscar inzwischen wieder erholt hatte und Felix Ende dieses Jahres neuerlich zu einer längeren Reise nach Karien, Lykien, Pamphylien und Syrien aufgebrochen war.

Felix ließ seinen Bruder immer durch ausführliche Reisebriefe und Bestellung von Dingen, die vor Ort nicht zu bekommen und daher nachzuschicken waren, an seinen Reisen teilhaben. Niemals erkundigte er sich jedoch in den Briefen an seinen „geliebten Oscar“ nach dessen Befinden und ob ihm die Erledigung solcher Aufträge – vom Kopieren von Landkarten aus der Bibliothek bis hin zu den diversen Einkäufen – zumutbar seien. Typisch für den Umfang solcher Bestellungen ist der Brief an die Mama vom 21.2.1879 mit der Bitte, Oscar solle ihm „aus Leunis die genauen Charactere von Adlern und Geiern zu kopieren und zu senden.“ „Oscar hat alle Commissionen famos besorgt“ schreibt er dann seinem Vater aus Smyrna und Konstantinopel und nur im Briefwechsel mit dem Vater schickt er bisweilen Grüße an Oscar.

Oscar kaufte schließlich die Villa Ofenheimer. Der italienische Holzhändler hatte die große Villa 1880 im Osten des Marktes erbaut und infolge geschäftlicher Verluste an Oscar von Luschan verkauft, der sie in „Villa Margarete“, dem Namen seiner Gattin umbenannte. Denn 1890 hatte er in Großmain bei Salzburg, wo die Etzerods ein Landhaus besaßen, Margarete „Daisy“ Etzerod (1869-1947) geheiratet. Seit 1895 wirkte Oscar als öffentlicher Notar in Millstatt. Das Paar hatte den einzigen Sohn (geb. 17.12.1893 in Wien) nach dem Onkel Felix benannt. Bei einer Bergtour in den Hohen Tauern war er 1912 am Ankogel tödlich verunglückt. Das Bergsteigen und Bergwandern war zu jener Zeit eine beliebte und gewissermaßen elitäre Sportart. In der „Klagenfurt Zeitung“ vom 31. 7. 1912 wurde von dem „Touristenunglück“ am Ankogel berichtet: „Der in Millstatt auf Sommerfrische weilende Felix, Ritter von Luschan, ein junger Mann von kaum 20 Jahren, stürzte beim Überschreiten eines Grates zirka sechzig Meter tief ab und blieb mit zerschmetterter Hirnschale tot liegen“. Auf dieser Tour wurde er u. a. von Dr. Klauss, dem Nachfolger seines Vaters im Notariat, begleitet.

Doch bis dahin war es ein mühevoller Weg angesichts der Krankheit, die bei Oscar immer wieder ausbrach, obwohl ihm eine gute Konstitution bescheinigt wird.

Zu Weihnachten 1889 versuchte Emil Pfersche ihn „aus seiner Höhle herauszulocken, doch vergebens. Er blickte nur starr auf den glänzenden Punkt des Notariats und ist dadurch wie hypnotisiert, unempfänglich für alles andere.“ Ab 1900

geht es Oscar schlecht, sein Zustand ist „apathisch und zerstreut“. Von Zeiten „tiefer Verwirrung“ ist die Rede. Er geht aber in die Kanzlei, doch Daisy möchte ihn zur Behandlung nach München bringen. Unabhängig von seinem Befinden, war er stets an der Weiterentwicklung Millstats lebhaft interessiert. So verdankt der Ort ihm zum größten Teil die Anlage einer Wasserleitung und die Dampfschiffahrt auf dem See. Die Gründungsmitglieder, darunter auch Oscar, förderten die Schiffahrt 1901 durch den Erwerb von Aktien. 1905 ist er leider wieder im Sanatorium, leugnet aber seine Erkrankung und hat „trotz aller Vorhaltungen verweigert, die Erklärung des freiwilligen Bleibens zu unterschreiben ... die Commission dürfte ... jedenfalls eine längere Beobachtungsfrist

bestimmen ... Oscar ist offenbar noch im Genesungsstadium ... im übrigen apathisch und unbeschäftigt ruhig“.

Im November 1895 wurde er k. k. Notar in Millstatt, wo er sich als großer Wohltäter erwies. Den Armen überließ er sein Haus in der Überfuhrgasse 43, unterstützte die Schule, für längere Zeit auch als Ortsschulratsobmann, und dabei finanzierte er die Suppenausgabe an die Schulkinder durch namhafte Beträge, wofür er noch zahlreiche Gönner gewinnen konnte. Wohlhabende Damen spendeten Suppenshalen, Löffel und Tücher, und jeweils zwei verteilten die Suppen täglich an 60 bis 73 Kinder. Oftmals bekamen auch noch Ortsarme ihren Anteil. Ebenso wurden Feuerwehr und Bürgergarde, wie die Vereine des Ortes finanziell bedacht.

In Anerkennung dieser Verdienste wurde er am 24. Mai 1899 zum Ehrenbürger der Marktgemeinde Millstatt ernannt. (Die Ehrenurkunde hängt im Heimatmuseum Obermillstatt.). Im Kärntner Amtskalender von 1900 wird er als einer der drei Gemeinderäte und als Ortsschulrat in Millstatt geführt. Ebenso ist er 1905 einer der Gemeinderäte. Auch 1908 ist Oskar Ritter v. Luschan in der k. k. Notariatskammer.

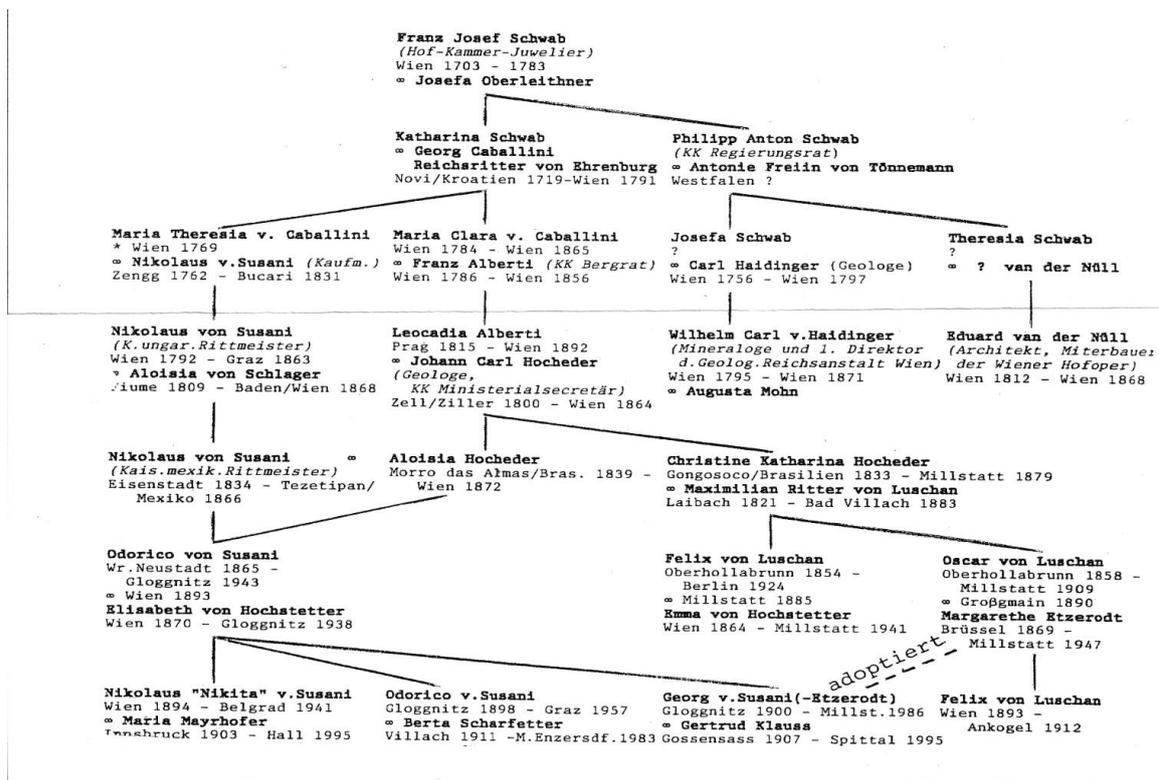
Sein prekärer psychischer Zustand blieb der Öffentlichkeit wohl verborgen. Die Millstätter ahnen nichts von der Krankheit ihres Advokaten. In einem Nachruf erinnerte man sich, dass er in „seiner Gemeinde dank seinem biederen entgegenkommenden Wesen, seiner seltenen Pflichttreue und seiner wahren Menschenfreundlichkeit allseits beliebt und verehrt war ..“. Einem Brief (24.7.1905 an Felix) von Emil Pfersche ist allerdings zu entnehmen, dass es in Millstatt „viel bösen Tratsch“ gegeben habe.

Er war sicher sehr wohlhabend, denn im letzten Drittel des 19. Jh. wurde in Millstatt viel gebaut. Grundstücke und Villen wechselten ihre Besitzer und dazu wurde ein Notar gebraucht. Zudem besaß er eigene Grundstücke, die er erworben hatte und auch wieder veräußerte. Im „Grundbuch ab Mitte 19. Jhdt.“ steht z. B. beim „Trennstück aus Raser Realität“, dass sie Oscar R. v. L. 1894 gekauft hat, die dann als Erbe an seine Gattin überging (Einantwortung 2.4.1913)

Oscar hatte sein Geld aber auch immer großzügig verteilt: Am 5. Okt. 1898 hatten die „Commune“- Mitglieder eine Versammlung im Gemeindeamt und zwar wegen Verteilung des Geldes (3000 fl.), welches Notar Oscar v. Luschan von Frau „Admiralin“ Pauline (Gattin von Conter- Admiral Julius Ritter von Wissiak) für jenen Baugrund eingenommen hatte, den er – zwischen Fauners „Marienhof“ und seiner

Villa, verkauft hatte. In diesem Jahr ist auch die Kotzsche Villa (Gemeindevorsteher Alfred Kotz und Frau Maria) in seinen Besitz übergegangen (1898). Offenbar waren seine Machenschaften nicht unumstritten, weil noch heute gemunkelt wird, dass er bei der Bevölkerung „verhasst“ gewesen sei. Das mag daran liegen, dass er den sogenannten „Alldeutschen“ zugerechnet wurde. Der „Alldeutsche Verband“ bestand von 1891 bis 1939. Die Alldeutsche Bewegung in Österreich war u. a. auch antiklerikal („Los von Rom“) ausgerichtet. Das wurde zu Fronleichnam 1899 deutlich. In der Pfarrchronik von Millstatt ist zu lesen (Seite 80), dass der Gemeindeausschuss „über Betreiben des Gemeindevorstehers Kotz und des 2. Gemeindevorstehers k. k. Notar von Luschan“ beschlossen hatte „an der Fronleichnamsfeier nicht teil zu nehmen. Die feierliche Prozession ging aber auch ohne diese Herren schönstens vonstatten.“ Als „blindwütig“ wird dann auch das Vorgehen der sog. Alldeutschen gegen Pfarrer Johann Mittendorfer (1846 – 1906) charakterisiert, der seit Nov. 1898 eingesetzt war, den erkrankten Hauptpfarrer zu vertreten. Der schmachvolle Beschluss, ihn im Jahr seines 25 jährigen Priesterjubiläums abzuschieben, wurde von der k. k. Bezirkshauptmannschaft jedoch sofort aufgehoben.

1902-1904 wurde von der Stadtverwaltung Wien das „Versorgungsheim Lainz“ gebaut. Oscar war später auch in diesem Pflegeheim. 1909 ist er wieder in München in einer Heilanstalt, psychische Probleme klingen wieder an, aber man erwägt die Wiederaufnahme seiner



Berufliche Laufbahn:

Studium: WS 1877/76 bis SS 1879

- 1895 erstmals als Notariats-Candidat in Millstatt verzeichnet (1893 war Otto Breycha Notar)
- 1895 K.K. Notar in Millstatt
- 1900 Oscar ist einer von 3 Gemeinderäten in Millstatt und Obmann v. Ortsschulrat
- 1905 einer der Gemeinderäte war Oskar von Luschan
- 1908 Kärntnerisches Notarenkollegium in Millstatt: Oskar Ritter von Luschan; K.K. Notariatskammer – Millstatt: Oskar von Luschan

LITERATUR:

ARD Die Charité – Geschichten von Leben und Tod, Berlin 1888, Regisseur Sönke (2017)

Hanisch-Wolfram, Alexander, Geschichte Kärntens, (2015) Verlag Johann Heyn: 592

Huber, Axel, Vom Kuh- zum Kurort am Beispiel von Millstatt am See, KLM 3/4 (2007): 5ff

ders. Pfarrer Johann Mittendorfer (1846-1906) und die politisch-religiösen Verhältnisse in Millstatt. In: Nikolasch, Franz (Hsg) Symposium zur Geschichte von Millstatt und Kärnten (2003), 124-140

ders. Die Suppenanstalt, KLM 12 (2002), 6

Leunis, Johannes, Schul- und Naturgeschichte (1879) Hannover, Hahn

Staatsbibliothek Berlin, Handschriftenabteilung, Nachlass Luschan: Kasten 1: Briefe (OvL 1902-1904, FvL an Vater u. Bruder), Kasten 3, VI: Reisebriefe aus Ägypten 1889 an Oscar, X: Briefe v. Großvater Johann Carl Hocheder, Leocadia und Onkel Carl Hocheder.

Die Baukultur des Sommerfrischentourismus an den großen Kärntner Seen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts

Wilhelm D e u e r

Architektur ist immer auch Bühne und Kulisse von Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Das Herzogtum Kärnten erlebte seit seiner Konstituierung im Hochmittelalter in Etappen eine schrittweise vor allem durch die politischen Verhältnisse, aber auch durch wirtschaftliche Veränderungen bedingte Provinzialisierung, die nur selten unterbrochen wurde: Zunächst durch den optimistischen Ausbau der neuen ständischen Residenz und Hauptstadt Klagenfurt als Ersatz für eine fehlende landesfürstliche Hofhaltung. Im nachfolgenden Zeitalter der Gegenreformation und des landesfürstlichen Absolutismus versank das Land jedoch wieder in Provinzialität. Der Tiefpunkt wurde im Vormärz durch Armut (nicht zuletzt eine Folge der Napoleonischen Kriege), politische Unterdrückung und verschlechterte wirtschaftliche wie auch klimatische Verhältnisse (z. B. Missernten) erreicht. Der verspätete Eisenbahnanschluss brachte den Fremdenverkehr, und mit ihm zumindest in den Sommermonaten wenigstens teilweise eine gesellschaftliche Kompensation für den sonstigen Bedeutungsverlust innerhalb der Habsburgermonarchie. Der Sommertourismus konnte sich in Kärnten im 20. Jahrhundert trotz diverser Krisen als wesentlicher Imageträger des Landes vor allem dank seiner Seen behaupten. Im Folgenden möchte ich zeigen, wie sich an den drei größten Seen Kärntens der Tourismus aus dem Blickwinkel des baukünstlerischen Niederschlags entwickelte¹. Im Mittelpunkt stehen der Wörthersee und der Ossiacher See, bei denen der Fremdenverkehr trotz ähnlicher verkehrsgeographischer Ausgangspunkte zu sehr unterschiedlichen Ergebnissen führte. Der Millstätter See soll hier wegen des materialreichen Folgereferates von Gerhard von Stawa nur punktuell behandelt werden, trotzdem werde ich einen abschließenden Vergleich versuchen.

Der Wörthersee²:

Der um 1540 für den königlichen Hofzahlmeister Hans Angerer erhöht über dem Nordostrand des Wörthersees errichtete Edelsitz Freyenthurn ist das erste augenscheinliche Indiz dafür, dass in der frühen Neuzeit die Landschaft in die Überlegungen für den Bauplatz herrschaftlicher Repräsentativbauten einbezogen worden ist. Rund ein halbes Jahrhundert später ließ Bartlmä Khevenhüller am Westende des Sees am Rande des Bauerndorfes Velden ein Gebäude errichten, das zunächst als Absteige am beschwerlichen Weg zwischen Villach und der neuen ständischen Hauptstadt Klagenfurt gedacht war, sich allmählich aber zu einer luxuriösen und kostspieligen Anlage entwickelte, die auch hohe Gäste etwa vom innerösterreichischen Hof in Graz beherbergte. Ein Bild der Khevenhüllerchronik um 1620, heute in der Bibliothek des Museums für angewandte Kunst in Wien (MAK), zeigt uns im Hintergrund des Bauherrenpaares das Herrenhaus, weitläufige Nebengebäude und im Vordergrund im See eine Barke mit einem Wimpel in den Wappenfarben der

¹ Grundsätzlich für Kärnten allgemein s. Heidi Rogy, *Tourismus in Kärnten. Von der Bildungsreise zum Massentourismus (18.-20. Jahrhundert)* (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie Bd. 87), Klagenfurt 2002; zur Baukultur s. Wilhelm Deuer, *Baukultur und Tourismus in Kärnten zwischen Weltbürgertum und Heimatschutz. Der Einfluß des Fremdenverkehrs auf die Kärntner Baukultur von den Anfängen im 19. Jahrhundert bis zum Zweiten Weltkrieg*, in: „Weisse Berge, blaue Seen & eine Rose. 100 Jahre Tourismus in Kärnten, Symposium des Geschichtsvereines für Kärnten vom 27.-28. Juni 2002 in Klagenfurt, in: Carinthia I 193/2003, 531-564.

² Barbara und Wilhelm Deuer, *Rund um den Wörthersee*, 2. Auflage Klagenfurt 2010. Wertvoll ist auch der Folder *Wörthersee-Architektur historisch & modern*. Bearbeitet von Heimo Kramer und Berndt Mack, hg. von Kärntens Haus der Architektur, Klagenfurt 2009.

Bauherrenfamilie (Abb. 1). Gegenüber, am Ostende des Sees, bauten die Freiherren, bald Grafen von Rosenberg 1652 eine felsige Halbinsel zu einem repräsentativen Aufenthaltsort mit einem kleinen Edelmannsitz aus, der vor allem wegen seiner umgebenden Gartenanlagen mit Pavillons, Treppen, Brunnen etc. geschätzt war und nach einer sechs Jahre später errichteten Kapelle bis heute den Namen Maria Loretto trägt. Beide Objekte sind exemplarisch für die Vorliebe des Adels in der frühen Neuzeit, ihre Wohnsitze inmitten einer lieblichen Landschaft, und besonders gerne an malerischen Gewässern, anzulegen. Der „locus amoenus“ (lateinisch für „lieblicher Ort“) wird zum Topos der Renaissance, und die großen Architekten ihrer Zeit wie Andrea Palladio nehmen in ihren Planungen so gut als möglich darauf Rücksicht. Der Schlossgarten bzw. –park wird zum untrennbaren Bestandteil der Wohn- und Repräsentationskultur. Der Halbinsel von Maria Loreto kann man etwa die „Isola bella“ am Lago Maggiore, eine der Borromeischen Inseln, gegenüberstellen, die wenige Jahre zuvor angelegt wurde. Nur wenige Jahre nach ihrer Gestaltung bot Maria Loretto eine anmutige Kulisse für einen Ausflug anlässlich der großartig inszenierten Erbhuldigung Kaiser Leopolds I. in Klagenfurt, welche in einem eigenen Kupferstich festgehalten wurde.

Allerdings war die Barockzeit der adeligen Repräsentation an Gewässern bei weitem nicht mehr so positiv gegenüber eingestellt wie das 16. und 17. Jahrhundert, woran auch die Moralvorstellungen der Kirche ihren Anteil hatten. Sowohl Maria Loretto als auch Velden verloren offenkundig ihre Attraktivität, und beide verwarhlerten nach Bränden im frühen 18. Jahrhundert. Und die allgemeine Verarmung nach den Franzosenkriegen trug zusätzlich zum Verfall der einst so glänzenden Schlösser bei. Gerade die ersten Reiseberichte, die den Städtern die Reize der Provinz vor Augen führen wollten, zeigen den Wörthersee im schlechtesten Licht: Auf seiner „Reise zum Glockner“, 1804 in vier Bänden in Wien gedruckt, schwärmte J. A. Schultes zwar vom schönen Nebel über dem See, aber nur, weil er die „elenden Wiesen und elenden Hütten“ vergessen ließ, und empfand Velden als „elendes Dorf, in welcher die erste Post ... das Merkwürdigste war“! Tatsächlich war das Khevenhüller-Schloss teilweise abgetragen und zum Gasthaus, eigentlich zur Umspannstation für die Postkutschen, umfunktioniert worden. Auf Bildern Markus Pernharts ist es, obwohl einer der wenigen zur Gänze aus Stein errichteten Bauten im Ort, kaum mehr erkennbar. Und der Wiener Josef Kyselak, berühmt durch seine Angewohnheit, seinen Namenszug an Felsen oder sonstigen markanten Punkten groß zu verewigen, hielt 1825 zum Wörthersee fest: „Trotz seiner zwei Meilen langen und größtenteils einer halben Meile breiten Ausdehnung, gewährt er nichts weniger, als anmutig abwechselnde Partien“! Kyselak war auch einer der ersten, der ein gewisses Missverhältnis zwischen Preis und Leistung in der örtlichen Gastronomie bemängelte – noch lange bevor der Wörthersee überhaupt für Touristen als Zielort interessant wurde. In erster Linie war das Seenordufer Transitstrecke für Fernreisende auf der Hauptkommerzialstraße von Wien nach Venedig. Ihr Zustand war so schlecht, dass die erste Wörthersee-Schiffahrt ab 1853 den Reisenden wenigstens die kurze Strecke zwischen Freyenthurn und Velden durch eine Seefahrt erleichtern sollte!

Zwischenzeitlich war der Wörthersee sogar Industriestandort geworden: Zum einen durch den Schroturm bei Gurlitsch nahe der Klagenfurter Bucht, in welchem Jagdschrot gegossen wurde, zum anderen durch die Bleiweißfabrik in Saak zwischen Pörtschach und Velden, wo Minium für den Rostschutz produziert wurde. Beide Objekte waren aus heutiger Sicht extrem umweltschädlich, und insbesondere die Fabrik von Saak sollte der Bleiberger Bergwerks-Union, die das Objekt letztlich erwarb, viele Kosten verursachen.

Der Eisenbahnbau zwischen Klagenfurt und Villach im Jahre 1864 – die Verlängerung der ersten Kärntner Bahnstrecke von Marburg (Maribor) vom Jahr zuvor –, sowie die Kronprinz-Rudolf-Bahn von St. Michael in der Obersteiermark nach Villach 1868 sollten die Wende bringen: Zunächst waren es der Überlieferung nach die Ingenieure, die schon während des Bahnbaues am See Holzstätten in Velden errichtet haben sollen. Und seit den siebziger Jahren waren es Vertreter des Wiener Bildungsbürgertums, die Pörtschach als idealen Sommerfrischenort entdeckten und sich zunächst im

Schloss Leonstein bzw. bei den örtlichen Bauern einmieteten. Der Arzt Alfred Kupelwieser war einer der ersten Villenbesitzer, und unter den ersten Gästen finden wir auch Johannes Brahms, der sich vom Ort inspirieren ließ und begeisterte Briefe nach Wien schickte. Die ersten touristischen Aktivitäten setzte der örtliche Hotelier Georg Semmelrock-Werzer (1846-1894), der ausgehend vom Gasthaus zum „Weißen Rössl“ am Westrand des Dorfes, wo die mit der Postkutsche Durchreisenden abstiegen, schrittweise ein eindrucksvolles Etablissement begründete, das 1908 drei große Hotels, sechs Villen sowie ebenfalls sechs Familienhäuser mit insgesamt 150 Zimmern umfasste (Abb. 2). Auf der östlichen Halbinsel begann eine Aktiengesellschaft mit dem Errichtung einer Villenkolonie. Nach deren Konkurs erwarb der Wiener Porzellanfabrikant Ernst Wahliss die Objekte und baute sie in ständiger Rivalität zu Werzer zu einem eigenen „Etablissement“ aus. Die Feindseligkeit beider Unternehmer tat dem Ort gut: Alle Infrastrukturen, von der Promenade zu den Lawn-Tennisplätzen, vom Restaurant zu den Dependancen, waren bald doppelt vorhanden, und Pörschach war bald einer der bestausgestatteten Sommerfrischenplätze der Monarchie.

Und die Wiener Gesellschaft kam, blieb mit Kindern und Personal vom Juni bis August und entfaltete in Pörschach ein reges Leben, das Hand in Hand mit einer emsigen Bautätigkeit einherging. Begann man zunächst bescheiden im Schweizerhausstil, wofür die Villa Sanssouci (später Gisela) ein typisches Beispiel darstellt, so wurden die Bauten bald üppiger. Im letzten Jahrhundertviertel standen sie im Zeichen des Historismus, verwendeten also historische Bauzitate, manchmal streng nach Stilen getrennt (Neogotik oder –renaissance), manchmal auch individuell gemischt, gerade wie es die Bauherren bestellten. So finden wir Pseudofachwerk mit Türmchen, belebte und filigrane Dachaufbauten, Renaissanceloggien usw. Im Etablissement Wahliss auf der Halbinsel konnte man zwischen Villen mit Fachwerksturm und solchen mit Renaissanceloggien wählen (Abb. 2). Der aus Mähren zugewanderte Architekt Josef Viktor Fuchs plante für Auftraggeber (z.B. die besonders reich ornamentierte „Villa Venezia“), errichtete manche Villen aber auch auf eigenes Risiko und vermietete bzw. verkaufte sie bei entsprechender Nachfrage. Andere wie die Farbstofffabrikanten Urban brachten für ihre Villenbauten Architekten aus Wien mit, wie etwa Carl Langhammer für die Villen Seehort und Miralago (1893). So entstanden in Pörschach am Ufer, auf der Halbinsel, aber auch an der Stelle des alten Dorfes mehrere Villenkolonien mit entsprechenden touristischen Infrastrukturen. Das von Fuchs 1895 errichtete „Werzerbad“ ist als einziges der ursprünglich in großer Zahl am Wörthersee vorhandenen hölzernen Badeanstalten erhalten geblieben. Der filigrane Ständerbau von schlossähnlicher symmetrischer Struktur kam, nachdem die gründerzeitliche Baukultur in der Wiederaufbau- und Massentourismuszeit in Vergessenheit geraten war, unter Denkmalschutz und wurde erst vor wenigen Jahren aufwändig restauriert.

Während sich Pörschach als absoluter Mittelpunkt der Sommerfriskenkultur am See entwickelte, setzte sich der Tourismus auch in den Nachbarorten durch. In Velden erwarb Ernst Wahliss 1891 das völlig heruntergekommene Schloss und ließ es durch den Architekten Wilhelm Hess zumindest äußerlich in der Form wiederherstellen, wie es in der Khevenhüllerchronik um 1620 überliefert wurde. Innen allerdings und mit den seeseitigen Balkonen passte man das Gebäude den Erfordernissen des Luxustourismus an. Damit erwuchs dem Wörthersee-Fremdenverkehr ein bemerkenswertes Symbol, das trotz schwerer Rückschläge bis heute wirksam geblieben ist. Örtliche Unternehmer errichteten wie in Pörschach Hotels, Dependancen und mehrere Badeanstalten, dazu ließen sich zahlreiche gutsituierte Privatiers etc. nieder und vermieteten ihre Villen bzw. betrieben Pensionen. Im frühen 20. Jahrhundert hatte Velden, das eine äußerst attraktive Esplanade (Seepromenade) besaß, mit Pörschach fast gleichgezogen, während Krumpendorf zwar ebenfalls eine ganze Reihe von Hotels und Villen aufwies, aber keine so konzentrierte Villenkolonie und vor allem keine richtige Promenade besaß. Der engagierte Bürgermeister Josef Pamperl konnte 1902 mit seinem Seerestaurant allerdings einen bemerkenswerten Akzent setzen. Es entstand eine luftige Halle als Ständerbau mit Anklängen an japanische Architektur im Zeichen des damals populären Jugendstils (Abb. 4). Am Ostufer des Sees errichteten die Grafen Thurn-Valsassina unter Schloss Freyenthurn und direkt neben der Militär-

Schwimmanstalt zwischen 1891 und 1897 das Hotel Wörthersee mit zunächst 30, später 50 luxuriös ausgestatteten Zimmern, das den Vergleich mit anderen Luxushotels vom Semmering bis Davos oder St. Moritz nicht scheuen brauchte (Abb. 5).

Neben den Villenkolonien am sonnseitigen und von der Eisenbahn direkt versorgten Nordufer entwickelte sich das Südufer, das erst 1899 eine durchgängige Verkehrsverbindung, die Kaiser-Franz-Joseph-Jubiläumsstraße, erhielt, zu einem attraktiven Ort für Individualisten: Zunächst errichtete der Architekt Georg Hladnig im Jahre 1890 nahe Maiernigg die Villa Schwarzenfels (nach dem gleichnamigen Felsen) in Formen des romantischen Historismus. Sein Besitznachfolger, der „dilettierende“ Wiener Architekt Friedrich Theuer, der die Villa auch umgestaltete, trug wesentlich dazu bei, dass sich am Nachbargrundstück der Wiener Hofopferndirektor Gustav Mahler nach seinen Plänen ebenfalls eine Villa errichten ließ. Nicht weit westlich davon erbaute sich die Familie Grünwald wenig später eine Villa mit allen Elementen des romantischen Schlossbaues, die später als Villa Windischgrätz oder ob ihrer repräsentativen Wirkung auch als „Schloss Sekirn“ bekannt wurde (Abb. 6). Der deutsche „Kaufhauskönig“ Helmut Horten hat sie in den fünfziger Jahren in den behaglich-dezenten Formen dieser Zeit umbauen lassen. Und schließlich hat auch die dritte dieser „Individualistenvillen“ eine originelle Entstehungsgeschichte: Der Klagenfurter Advokat Heinrich Bercht ließ auf einem Felsen am Westrand der Reifnitzer Bucht nach Plänen eines Hamburger Architekten, dessen Werke er dort bewundert hatte, eine Villa errichten, die ob ihrer formalen Verwandtschaft mit Schloss Miramare bei Triest auch „Klein-Miramare“ oder „Schloss Reifnitz“ genannt wurde. Den markantesten Akzent setzt der zinnenbewehrte Rundturm, typisch für die Zeit ist die Durchmischung der Stile (französischer Dachaufbau, Loggien in der Art der italienischen Renaissance etc.).

Um die Jahrhundertwende war der Wörthersee innerhalb der österreichisch-ungarischen Monarchie ein gesellschaftlicher Fixpunkt und Pörtschach sein Zentrum. Ein nachhaltiger baukultureller Wandel fand statt, als der aus Wien zunächst nach Klagenfurt gezogene Architekt Franz Baumgartner (1870-1944) mit seinen Projekten vor allem am Wörthersee die üppigen und filigranen Dekorationsformen des Historismus überwinden und allmählich – mit dem Höhepunkt in der Ersten Republik – eine eigenständige Formensprache entwickeln konnte. Sein erstes Werk war in der Klagenfurter Ostbucht das Bootshaus des traditionellen Rudervereines „Albatros“ 1909, bereits mit viel Holz versehen und in eine kompaktere Form gekleidet (vgl. Abb. 5). Wenig später schuf er die eindrucksvollen Villen „Almrausch“ und „Edelweiss“ (Abb. 7) in der Pörtschacher Ostbucht (1910 bzw. 1913) sowie die Villen Luckmann und Turkovič in Pritschitz (ebenfalls 1913 und somit noch vor dem Ersten Weltkrieg). Baumgartner orientierte sich am englischen Schlossbau, von dem er die Halle im Erdgeschoß und Elemente wie die tief herabgezogenen Dächer übernahm. Daneben errichtete er in Velden selbst erste kleinere Hotels (z. B. Kointsch 1909).

Der Weltenbrand des Ersten Weltkrieges brachte nicht nur den Untergang Österreich-Ungarns und seiner Adels- und Bildungsbürgergesellschaft, sondern wirkte sich zusätzlich direkt auf Kärntens Fremdenverkehr aus. Durch die Besetzung großer Teile Kärntens durch SHS-Truppen war die staatliche Zugehörigkeit des Landes in Frage gestellt, wobei der Wörthersee schließlich als Demarkationslinie zwischen österreichischer und jugoslawischer Verwaltung fungierte. Am 10. Oktober 1920 stimmten auch die Südufergemeinde über den Verbleib bei Österreich ab, und vierzehn Tage später wäre, hätte sich nicht die Bevölkerung Südkärntens schon für Österreich entschieden, auch in Klagenfurt und am Nordufer über die Staatszugehörigkeit abgestimmt worden. Die harten Bedingungen des Friedensdiktates von St. Germain, die Versorgungsprobleme und die Inflation behinderten bis weit in die zwanziger Jahre den Wiederbeginn des Fremdenverkehrs am Wörthersee. Dann allerdings setzte für einige Jahre eine neuerliche Sommerfrischenblüte ein: Wieder war Pörtschach an der Spitze, das davon profitierte, dass die Republik Österreich einen Großteil der alten Kurorte an seine Nachbarn verloren hatte: Abbazia, Görz, Meran, Riva oder Arco. Anstelle der

Wiener, Prager oder Budapester Bildungsbürger kamen nunmehr verstärkt deutsche Touristen. Baumgartner, mittlerweile in Velden ansässig, entwickelte seinen persönlichen Stil weiter und schuf vor allem in Velden (Hotel Carinthia am Karawankenplatz, Villenkolonie in der Rosentaler Straße), Pörschach (Bootshaus bzw. Villa „Eugenie“ für die Familie Karrer 196) eindrucksvolle Art-Deco-Bauten. Für die KÄWAG, eine Vorläuferin der KELAG, plante er 1925 das Forstseekraftwerk, gleichfalls in den Formen des englischen Landhausbaues und mit viel Liebe zum Detail. Und mit der Villa „Heimdall“ in Auen bei Velden, die der legendäre Josef Hoffmann für den Wiener Bauunternehmer Eduard Ast 1923 bis 1925 errichtete, fand sogar die Hochkunst noch einmal Einzug am Wörthersee, wenngleich das leider nicht für die Öffentlichkeit zugängliche Objekt bereits zehn Jahre später zu ihrem optischen Nachteil umgebaut wurde. Das überaus großzügig dimensionierte Klagenfurter Strandband (Koppelhuber und Theer 1927), damals noch außerhalb des Gemeindegebietes gelegen, verkörpert hingegen den wichtigen gesellschaftspolitischen Wandel hin zum allgemeinen Freizeitvergnügen und zur Volksgesundheit als öffentlicher Aufgabe.

Inmitten der neuen Blüte des Tourismus zerstörte Hitlers 1000 Mark-Sperre im Jahre 1933 jede Hoffnung auf einen gedeihlichen Fortbestand desselben in Österreich und traf die Wörthersee-Sommerfrische mit voller Wucht. Es nimmt nicht Wunder, dass die Hoteliers im Anschluss ihre Hoffnung suchten. Doch die Katastrophe des Zweiten Weltkrieges unterbrach ein weiteres Mal den Fremdenverkehr. Nach 1945 waren es die englischen Besatzer, die die Hotels und Pensionen am Wörthersee beschlagnahmten und sich damit ihren Aufenthalt so angenehm als möglich zu gestalten suchten. Erst als ab 1951 die Besatzer selbst für ihren Aufenthalt aufzukommen hatten, gaben sie schrittweise die Hotels frei, und es begann ein fast einzigartiger Wiederaufstieg, diesmal allerdings im Zeichen des Massentourismus. Was zur Verfügung stand, wurde vermietet, Qualität war nebensächlich. Die Landschaft und der See waren das Kapital, und diese Rechnung ging bis zur letzten Krise des Fremdenverkehrs um 1980 auf. Viele Bauten des Historismus (darunter alle Wahlssvillen der Pörschacher Halbinsel) und der Zwischenkriegszeit (etwa das Schlossbad Velden) wurden in dieser Zeit abgerissen bzw. durch Neubauten ersetzt, von denen nicht alle so spektakulär wie das Parkhotel in Pörschach (geplant 1963 von Kurt Köfer) sind, das einen fast brutalen, weithin sichtbaren Akzent im See setzt, mittlerweile aber auch zum Symbol für den Fortschrittsoptimismus der sechziger Jahre geworden ist. Seit geraumer Zeit wird wieder mehr auf Qualität geachtet, aber auch die historische Bausubstanz, insbesondere jene Franz Baumgartners, ist inzwischen in ihrer Bedeutung wieder erkannt worden, auch vom Denkmalschutz.

Zusammenfassend gesehen verdankt der Wörthersee seinen kometenhaften Aufstieg als Sommerfrischenparadies also dem glücklichen Zusammentreffen naturgegebener Umstände (die leichte Erreichbarkeit nahe der Landeshauptstadt, eine „liebliche“ Landschaft ohne hohe Berge und angenehme Badetemperaturen), dem Eisenbahnanschluss 1863 (von Marburg) bzw. 1868 (von St. Michael bzw. St. Veit), einer einflussreichen Schicht früher Wiener Gäste sowie einer engagierten örtlichen Hotellerie. Vor allem Pörschach, später Velden, Krumpendorf und natürlich die Klagenfurter Bucht bildeten die „Kondensationskerne“ gesellschaftlichen Lebens, für die der Wörthersee bald gerühmt wurde und die, allen Veränderungen zum Trotz, heute wieder verstärkt zum Tragen kommen.

Ossiacher See³:

³ Ossiach. Natur – Geschichte – Kultur. Gemeindechronik, hg. Von Wilhelm Wadl, Klagenfurt 2012. Die ansonsten materialreiche Übersicht von Ilse Spielvogel-Bodo, Der Ossiacher See zwischen gestern und heute., 2. geänderte Auflage Klagenfurt 1998, setzt sich bezeichnenderweise mit der Entwicklung des örtlichen Fremdenverkehrs kaum auseinander.

Auch der Ossiacher See ist verkehrsgeographisch sehr günstig am ehemaligen „Schrägen Durchgang“ gelegen, erwärmt sich im Sommer angenehm und ist von einer durchaus schönen Landschaft umgeben, die allerdings vor allem im Westen durch ein steileres Hinterland mit höheren Berge geprägt ist (Kanzelhöhe und Gerlitzten). Zudem bot seit 1868 die Kronprinz-Rudolf Bahn von St. Michael in der Obersteiermark nach Villach eine ebenso gute Erreichbarkeit von Wien, Prag oder Budapest wie der Wörthersee. Allerdings bildeten sich am sonnseitigen Nordwestufer keine bedeutenderen Siedlungen als „Kondensationskerne“ heraus. Der einzige kulturell bedeutende Ort am See war die Klostersiedlung Ossiach selbst, die es aufgrund der nahen bürgerlichen Siedlungen Villach und Feldkirchen im Gegensatz zu den anderen Klostersiedlungen Kärntens nicht einmal ansatzweise zu Marktrechten gebracht hatte und außerdem am der Transitstraße gegenüberliegenden schattseitigen Ufer lag. Auch wenn das Benediktinerstift jahrhundertlang das kulturelle Zentrum des Sees war und Abt Andreas Hasenberger um die Mitte des 16. Jahrhunderts schon eine eigene Flottille nach venezianischem Muster mit dem Prunkschiff „Buzentaur“ in Auftrag gegeben hatte, so blieb Ossiach doch in auffallend isolierter Lage, was sich nach der Klostersaufhebung 1783 verstärkte. Die Nutzung der ehemaligen Klostergebäude als Kaserne für ein Dragonerregiment (1872-1879) und als Staatshengstendepot (1884-1915) bremste zusätzlich den Aufstieg des örtlichen Tourismus.

Die ersten Veduten vom See zeigen Ossiach seit etwa 1800 bis weit nach der Mitte des 19. Jahrhunderts als pittoresken, aber verschlafenen Ort, in welchem die Staatsgüterverwaltung und das Militär das Sagen hatten (Abb. 8). Nur vereinzelte polnische Wallfahrer fanden sich hier auf der Suche nach dem Grab ihres Königs Boleslaus, der hier auf seiner Flucht unerkannt bis zu seinem Tode Unterkunft gefunden hatte, ein! Selbst um 1880, als sich der Wörthersee längst als Sommerfrischenregion etabliert hatte, war Ossiach vielleicht ein Ausflugs-, aber kein Aufenthaltsort. Um die Haltestelle Annenheim – auf den Namen kommen wir noch zurück – entwickelte sich ein erstes touristisches Zentrum, für dessen bescheidene Ansprüche etwa Franz Waldners Restauration ein gutes Beispiel darstellt. Interessant ist, dass sich am sonnseitigen Seeufer Wiener ansiedeln wollten, wegen zu großer finanzieller Forderungen Einheimischer davon aber Abstand nahmen. So konnte sich hier keine Kolonie wie etwa in Pörschach oder Velden ausbilden.

Die einzige große Ausnahme am Ossiacher See blieb das „Grandhotel Annenheim“. Stefan Kleinszig aus Töbring bei Treffen ließ es in den Jahren 1883 bis 1885 bauen und mit 115 Zimmer der besten Kategorie ausstatten (Abb. 9). Der Name geht, wie damals öfters üblich, als Widmung auf seine Ehefrau zurück. Zum Hotel gehörten die Dampfbarkasse „Josef“ als Bootzubringer vom Nordwestufer; ein Omnibus, die obligate Badeanstalt, ein Park zum Flanieren und zur Entspannung, eine Radfahrschule mit Reparaturwerkstätte, eine Fechtsschule, Equipagen und Kielboote zum Mieten sowie ein Tennisplatz, dazu gab es Gelegenheit für Krocketspiele. Als Besonderheit besaß das Hotel sogar eine Dunkelkammer für Fotoaufnahmen. Gesellschaftsfahrten, Vorträge, Feste und Konzerte sollten den gehobenen Gästen Ablenkung und Zerstreung bieten. Dazu bestand in der Nachbarschaft die Dependance „Seehof“ für Gäste mit geringeren Ansprüchen. Das Grandhotel wurde in den Jahren des größten Fortschrittsoptimismus nach 1945 abgerissen und durch eine zeittypische Appartementanlage mit dreieckiger Silhouette ersetzt. Doch auch dieses Objekt ist mittlerweile schon wieder durch einen Neubau abgelöst worden.

Eine regelmäßige Schifffahrt besteht am Ossiacher See seit 1905, naheliegenderweise im Zusammenhang mit dem „Grandhotel Annenheim“. Während dieses eine Welt für sich blieb und nur als Ortsname bis heute überlebt hat, finden wir am Nordwestufer nur vereinzelte nennenswerte Villen- und Hotelanlagen: Besonders zu erwähnen ist etwa das Hotel „Galsterer“ in Bodensdorf, das zeittypische Elemente der Nationalromantik (vor allem unechtes Fachwerkhaus mit Erkertürmchen) mit der Funktionalität moderner Hotellerie verband. Weitere Objekte wie etwa die „Herrschaftsvilla“ der Hauptmannsgattin Sidonie de Jeune aus Fellach bei Villach oder die Villa Janasch – vergleichbar der Villa Vogelberg in Krumpendorf – blieben vereinzelt und garantierten eher eine ruhige

Sommerfrische denn gesellschaftliche Aktivitäten wie am Wörthersee. Während der Uferbereich von Sattendorf am ehesten eine Art Villenkolonie entwickelte, blieb Steindorf das „stille Dorf für Pensionisten“ ohne nennenswertes Gesellschaftsleben. Und als der Wörthersee längst zum „fashionablen“ Zentrum der Kärntner Sommerfrische aufgestiegen war und Künstler wie Johannes Brahms oder Gustav Mahler anzog, blieb das kulturelle Leben am Ossiacher See gering ausgebildet; auch besondere architektonische Impulse wie etwa die „Wörtherseearchitektur“ Franz Baumgartners sind hier nicht festzustellen.

Ein erster markanter Bruch in dieser Beschaulichkeit war die Errichtung der Kanzelbahn als erste Kärntner Seilbahn im Jänner 1928 (Abb. 10). Sie zog Tages- wie Sommerfrischentouristen aus dem Land wie aus der Ferne an und schuf einen attraktiven Ausgangspunkt für Wanderungen, der durch den Aufstieg des Wintersports mit dem Schigebiet Gerlitzen weiter an Attraktivität gewann. Und seit den sechziger Jahren erlebte der Ossiacher See vor allem durch den Campingtourismus einen eindrucksvollen Aufstieg, der zwar kulturell anspruchslos blieb, aber durch das Musikforum Ossiach und den Carinthischen Sommer seit den späten 60ern einen anspruchsvollen Ausgleich erhielt. Doch das ist eine andere Geschichte!

Millstätter See⁴:

Trotz seiner reizvollen landschaftlichen Umgebung besaß der Millstätter See im Vergleich zu den beiden bisher behandelten Seen von Anfang an das Handikap der geographischen Randlage. Spittal an der Drau wurde zwar auch schon 1871 durch die Verlängerung der Bahnlinie von Villach nach Franzensfeste an das Eisenbahnnetz angeschlossen, doch erst 1909 erfolgte die Inbetriebnahme der Tauernbahn durch das Gasteinertal über Mallnitz nach Spittal, das damit zum Eisenbahnknoten wurde. Ein Problem war sicher auch die lange Anfahrtszeit etwa von Wien – in Zeiten der Monarchie ca. zwölf Stunden. Bezeichnenderweise heißt der Stationsname heute Spittal-Millstätter See!

So überrascht es nicht, in einem der frühen Fremdenführer (Amthor 1875) Millstatt lapidar als noch sehr primitiven Badeort bezeichnet zu finden. Dabei war bereits fünf Jahre zuvor das erste Seebad errichtet worden, und 1875 baute Peter Marchetti eine erste Badeanstalt, die später mehrfach umgebaut und vergrößert wurde, bis sie zuletzt über 200 Badekabinen umfasste (Abb. 11). Der Sommerfrischentourismus konzentrierte sich auf zwei Orte: einerseits auf Seeboden, wo die ankommenden Gäste von der Kutsche aufs Boot bzw. Schiff umstiegen, wenn sie nach Millstatt weiterreisten, und andererseits Millstatt selbst. Heute ist uns das historische Erbe des hochmittelalterlichen Benediktinerklosters, das 1469 in die Residenz des von Kaiser Friedrich III. neugegründeten St. Georgs-Ritterordens umgewandelt wurde und von ca. 1596 bis 1773 Residenz der Grazer Jesuiten war, bewusst. Doch sah es in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ganz übel aus: Der heute so berühmte romanische Kreuzgang war als Schweinestall und Schuppen unterteilt und verfallen. Erst Gottlieb Freiherr von Ankershofens Forschungen lenkten ab 1856 das öffentliche Interesse auf die ehemaligen Stiftsbauten; er leitete als ehrenamtlicher Konservator auch erste Sanierungsmaßnahmen ein. Schon im Jahre 1901 wurde im völlig umgebauten Südtrakt des

⁴ Matthias Maierbrugger, Die Geschichte von Millstatt. Mit einem Beitrag von Karl Dinklage: Die Geschichte des Marktes Millstatt, Klagenfurt 1964. Zur Villenbaukultur s. neuerdings Christine Kühnelt, Kunsthistorische Betrachtung der Architekturlandschaft am Millstätter See in Kärnten. Kleinode der Gründerzeit und ausgewählte Bauten des 21. Jahrhunderts, ungedr. Masterarbeit der Universität Salzburg 2012 (mit einer Kurzfassung bzw. ausgewählten Beispielen in: Carinthia I 2014/Teilband 2, 935-960).

ehemaligen spätmittelalterlichen Hochmeisterschlosses das Hotel Lindenhof eingerichtet. Bauherr war der Wiener Advokat Dr. Alexander Popovac.

In Millstatt entstand allmählich eine Uferpromenade mit einzelnen Villen, darunter auch jener des bedeutenden Archäologen Felix von Luschan, der beim Millstätter Symposium in den letzten Jahren öfters Gegenstand der Forschung war. Hier soll vor allem auf ein ambitioniertes Projekt hingewiesen werden: Zwischen 1882 und 1884 ließ Rudolf Schürer von Waldheim, der Besitzer einer großen Wiener Druckerei und Millstatt vielfach verbunden, ein bestehendes Gasthaus direkt am See durch ein eindrucksvolles Ensemble erweitern. Die Pläne lieferten die Architekten Karl Mayreder und Heinrich Anton Köchlin und stellten sie im Jahrgang 1886 der renommierten „Allgemeinen Bau-Zeitung“ bis in Details vor. Es entstanden zwei sogenannte „Landhäuser“ zur Unterbringung seiner Gäste und ein Wirtschaftsgebäude mit einem „amerikanischen Eiskeller“, einem Stall, einer Remise, zwei offenen Speisesalons mit Pergola, einer Terrasse, Schiffshütten, einem Badehäuschen und einer gepflegten Gartenanlage (Abb. 12).

Das größere Gästehaus heißt bis heute See-Villa und blieb auch Beherbergungsbetrieb, für das kleinere, das sogenannte „Deutsche Haus“ (heute Villa Tacoli), sah Waldheim die eigene Nutzung vor. Geplant wurde die Gebäudegruppe in den Stilformen des romantischen Historismus, wobei in der Vorstellung des Projekts in der Allgemeinen Bau-Zeitung der „Anschluss an die Formen alter schöner Bauernhöfe in der Schweiz und Süd-Tirols“ gepriesen wurde, wodurch eine „Harmonie mit der sie umgebenden Alpennatur“ erreicht werden sollte. Als Baukosten werden für die See-Villa 24.300 Gulden, für das Deutsche Haus 9.500 Gulden und für das Wirtschaftsgebäude 10.300 Gulden überliefert.

Bei der Umsetzung des Bauprojektes war ein schwieriges Problem zu lösen: Nur ein schmaler Grundstreifen bis zur Straße stand für die Bebauung zur Verfügung, alles andere gehörte dem Ärar (heute Bundesforste) und war damals nicht verkäuflich, sondern konnte nur gepachtet werden. Ich meine, dass diese Haltung der Staatsgüterverwaltung ein nicht zu unterschätzender hemmender Faktor beim Wandel des Marktes zum Sommerfrischenort war!

Die weitere Verbauung Millstatts war demnach dem Bauplatzangebot unterworfen, das recht sporadisch bzw. punktuell war. Nicht wenige Villen liegen scheinbar verstreut, wobei auch das ansteigende Gelände die Verbauung beeinflusste. Das gerne als „Schloss“ bezeichnete, aber natürlich als Villa konzipierte Heroldeck ist durchaus den Individualistenvillen am Wörthersee-Südufer vergleichbar und gilt als ausgeprägtes, sehr spätes Beispiel der zeittypischen Ritterromantik, jedoch bereits mit moderneren expressiven Elementen versetzt (Abb. 13). Es wurde 1912 von Baumeister Anton Lerchbaumer für den Wiener Papierfabrikanten Ludwig Friedrich Musil Edlen von Mollenbruck als Sommersitz errichtet. Der Bruchsteinsockel, ein mächtiger Turm mit Zinnenkranz, ein polygonaler Kragerkerturm mit glasierten Dachziegeln und nicht zuletzt die erhöhte, etwas exponierte Lage erinnern uns etwa an die ältere, bereits weiter oben erwähnte Villa Bercht (Reifnitz).

Vergleicht man die Siedlungsstruktur von Millstatt am Franziszeischen Kataster von ca. 1827 mit dem heutigen Kataster, sieht man sehr deutlich, wie Bade- und Sommerfrischentourismus die örtliche Topographie zu verändern vermochten. Dabei tritt ein Paradigmenwechsel zutage: Während man in früheren Jahrhunderten sowohl das Stift als auch die bürgerlichen Wohn- und Gewerbebauten des Marktes tunlichst in etwas erhöhter Lage vom See wegrückte, suchte man seit dem späten 19. Jahrhundert die Villen und Badeanlagen gerade möglichst direkt am See zu erbauen. Die vier „Kärntner Seestifte“ Millstatt, St. Georgen am Längsee, Ossiach und Viktring sind sehr typisch für diese ursprüngliche Distanz zum Wasser, während die Kircheninsel Maria Wörth aus Gründen der Sicherheit im Hochmittelalter – ähnlich den Adriainseln – besiedelt wurde und später der Bequemlichkeit halber durch Aufschüttung zu einer Halbinsel wurde.

Ähnlich wie beim Klagenfurter zeigt auch der Bau des Millstätter Strandbades 1930 vor allem durch den markanten Turm, der bis zu 18 m hohe Sprünge erlaubte, den Trend zum Volkssport während der Ersten Republik. Nach 1945 verlagerten sich die Schwerpunkte des Tourismus am See: Millstatt bewahrte sein „kultiviertes Image“, doch blieben die Nächtigungszahlen hinter denen der ob der Campingplätze und Massenquartiere leichter zugänglichen Orten Seeboden und Döbriach zurück. Dafür kann sich Millstatt seines historischen Erbes rühmen, was im Stiftsmuseum, in den „Millstätter Musikwochen“ (jährlich von Mai bis Oktober) und nicht zuletzt im seit 1981 jährlich stattfindenden Millstätter Symposium Niederschlag findet.

Zusammenfassung gesehen war Millstatt wohl attraktiver als der Ossiacher See, aber nicht so gut erreichbar und gesellschaftlich verankert wie der Wörthersee. Zum Abschluss sei eine Stelle aus „Dillingers illustrierter Reise-Zeitung“, die damals sehr beliebt war, von 1897 zitiert, die recht gut den unterschiedlichen gesellschaftlichen Stellenwert der Seen vor Augen führt: „Die Fremden...die in der Saison hier [am Millstätter See] verweilen, bewegen sich untereinander ganz ungezwungen und frönen nicht durch einen dreimalig stattfindenen Toilettenwechsel, wie man ihn beispielsweise in Pörschach am Wörthersee findet, dem Dämon – Mode“!

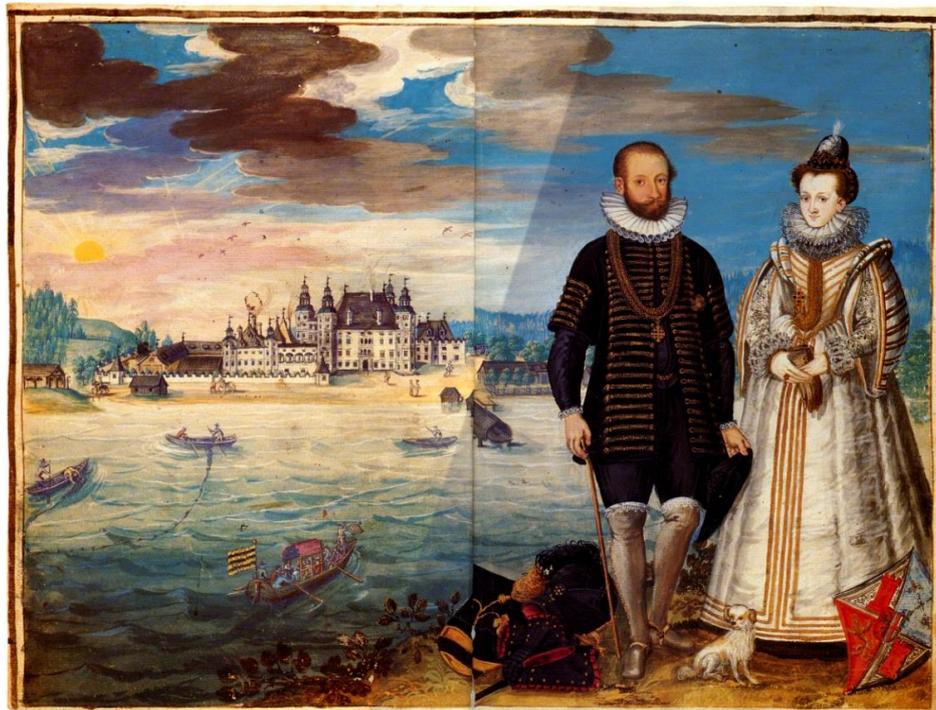


Abb. 1: Bartlmä Khevenhüller und seine zweite Gemahlin Blanka Ludmilla geborene Thurn, im Hintergrund Schloss Velden, aus der Khevenhüllerchronik um 1620 (Original in der Bibliothek des Museums für angewandte Kunst in Wien, Repro aus: Karl Dinklage, Kärnten um 1620. Die Bilder der Khevenhüllerchronik, Wien 1980)



Abb. 2: Etablissement Werzer Pörtschach am Wörthersee (!), Werbeplakat (Farblithographie) von E. Weber und M. Smöck, Klosterneuburg um 1900 (Kärntner Landesarchiv)



Abb. 3: Etablissement Ernst Wahliss, Ausschnitt aus einem Werbeplakat (Farblithographie) mit Villen bzw. Hotels in Pörtschach und Velden , Wien 1898 (Kärntner Landesarchiv)



Abb. 4: Die Seerestaurations des Etablissements Gut Krumpendorf, Bildpostkarte von Alois Beer Aufnahme ca. 1908 (Kärntner Landesarchiv)



Abb. 5: Das Bootshaus „Albatros“ und die Militär-Schwimmschule mit dem Hotel Wörthersee im Hintergrund, Bildpostkarte Verlag Leon 1918 (Kärntner Landesarchiv)



Abb. 6: Das sogenannte „Schloss Sekirn“, recte „Villa Grünwald“, später Windischgrätz, heute Horten, Bildpostkarte Verlag Joh. Leon sen. 1909 (Kärntner Landesarchiv)



Abb. 7: Die Villa „Edelweiß“ in Pörschach, von der Hauptstraße aus gesehen, Foto 1911 (Kärntner Landesarchiv)



Abb. 8: Das ehemalige Benediktinerstift Ossiach von den Gestaden des Sees aus gesehen, Holzstich von Richard Püttner aus: P. K. Rosegger, Fritz Pichler und A. von Rauschenfels, Wanderungen durch Steiermark und Kärnten, Stuttgart (1880)



Abb. 9: Das Grandhotel Annenheim vom Ossiacher See aus gesehen, Bildpostkarte Verlag Joh. Leon sen., Klagenfurt 1914 (Kärntner Landesarchiv)



Abb. 10: Die Bergstation der Kanzelbahn ob Annenheim am Ossiacher See mit Hotel, Ausschnitt aus einem Werbeprospekt von Robert Preuß, Innsbruck ca. 1930 (Kärntner Landesarchiv)



Abb. 11: Marchettis Badeanstalt in Millstatt vom See aus gesehen, Bildpostkarte um 1910 (Kärntner Landesarchiv)



Abb.12: Projekt „Villengebäude zu Millstatt in Kärnten“ von K. Mayreder und H. Köchlin in der „Allgemeinen Bauzeitung“ Jg. 1886, Ansicht vom See aus



Abb. 13: Die Villa Heroldeck, Bildpostkarte Verlag H. Krieger, ca. 1953 (Kärntner Landesarchiv)

Millstatt 1773 – 1922 : vom Fischerdorf zum Kurort.

Gerhard von Stawa

Ich möchte Sie jetzt in die jüngere Vergangenheit von Millstatt entführen und erkunden, wie sich die Lebensumstände vom ausgehenden 18. bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts gewandelt haben. 1773 wurde vom Papst der Jesuitenorden aufgehoben. Damit nahm die 700-jährige Geschichte des Klosters Millstatt ein jähes Ende. Die große Bibliothek des Klosters wurde nach Klagenfurt, Teile des Archivs nach Graz geschafft. Während der Franzosenkriege hatten die Millstätter Bürger eine Sondersteuer zu zahlen und mussten Rekruten für den Landsturm stellen. 1811 wurde Oberkärnten dem Königreich Illyrien zugeteilt und alle Bürgermeister auf Kaiser Napoleon vereidigt. Erst 1814, mit dem Ende der Herrschaft Napoleons, kam Oberkärnten wieder in den Besitz der Habsburger. 1848, mit der Bauernbefreiung, erlosch die Abhängigkeit der Bauern von der Kameralherrschaft und die dem ehemaligen Stift gehörigen Eigengüter wurden von der k.u.k. Forst- und Domänenverwaltung Millstatt übernommen. Der übrige Teil des Ortes war nur mehr ein armseliges Dorf, in dem jedoch im Gefolge der Grundentlastung wichtige staatliche Institutionen, wie das Landgericht, ein Grundbuchamt, ein Notariat und ein Gendarmarieposten etabliert wurden, die, weit über Millstatt hinaus wichtige Aufgaben der abgeschafften, feudalen Grundherrschaft übernahm. So wurde Millstatt ein wichtiges Verwaltungszentrum, wo auch die Beamten der Grundherrschaften Kirchheim und Reichenau ihren ständigen Sitz hatten. Sie verwalteten weit über 1.000 bäuerliche Besitzeinheiten mit den zugehörigen Handwerks- und Gewerbebetrieben. Für das Landgericht stand noch bis Ende des 18. Jh. nahe dem „Hohen Kreuz“ ein Strafstock für Hiebe und ein Galgen. Später ist dann daraus das Bezirksgericht entstanden und eine weit über Oberkärnten hinaus tätige Liegenschaftsverwaltung.

In den folgenden Jahrzehnten verfielen große Teile des Klosters und es ist allein dem Historiker Freiherrn von Ankershofen zu danken, dass wertvolle Bausubstanz vor dem sicheren Verfall gerettet werden konnte. Ankershofen, damals Direktor des Kärntner Geschichtsvereins in Klagenfurt, schildert die ‚Verunglimpfung‘ des Kreuzganges sehr drastisch: Zitat *‚er wurde ohne Rücksicht zu einer Wagenremise, zum Depot von Baumaterialien, Teile sogar als Kuh- und Schweinestall benützt.‘* Ankershofen reiste mehrmals nach Millstatt, um sich von der befohlenen, aber nicht geschehenen Räumung des Kreuzganges selbst zu überzeugen.

Als daraufhin das hohe Ministerium in Wien eigens den Wiener Architekten Lippert mit Gattin 1857 nach Millstatt entsandte, um die Altertümer zu registrieren, wurde er beim Betreten des Kreuzganges jedoch von einem großen Schwein des Bezirksvorstehers angefallen und musste den Rückzug antreten. Seine Kühe und Schweine waren dem Bezirksvorsteher wichtiger als die ministerielle Aufforderung, den Kreuzgang zu räumen!

Ein früher Reisebericht aus dem Jahre 1867 von Dr. Ernst Hanschitz schildert seine Eindrücke während der drei Tage in Millstatt. Er war sehr beeindruckt von der Stiftskirche aber enttäuscht vom Zustand des Kreuzgangs. Zitat: *‚Er diente noch vor kurzem als Stallung und trägt auch jetzt noch Spuren des Missbrauchs, überall liegt Gerümpel und Schmutz, gibt es in Menge. Über eine solch vandalische Behandlung eines so schönen architektonischen Bauwerks, kann man sich des Unwillens nicht enthalten.‘*

Die ersten Besucher, die in den Endsechziger Jahren des 19ten Jahrhunderts nach Millstatt kamen, waren Reisende, Schriftsteller, Maler, Glücksritter auf der Suche nach neuen Landschaften, neuen Erlebnissen. So kam zum Beispiel der Romanautor Ferdinand Kürnberger auf seiner Reise durch Oberkärnten auch nach Millstatt und schilderte seine Eindrücke in einem Brief, den Axel Huber in dankenswerter Weise entdeckt und kommentiert

hat (KLM 3/4 2007). Zitat: „Dieser Tag heißt Millstätter See! Ich ging von Gmünd nicht nach Spittal sondern wählte den Weg über Treffling nach Millstatt. Nach 1 ½ Stunden erreichte ich den Markt, am schönsten See Kärntens gelegen. Er hat allerdings kein Wirtshaus am See, es gibt überhaupt nichts als Ruinen. Millstatt ist das scheußlichste Nest, das ich je gesehen! Es hat kein Inneres, kein Äußeres, es ist zu Ende ehe es angefangen, man sucht es, indes schon alles vorbei ist. Millstatt ist ein formloser, wüster Kuhstall, von oben bis unten alle Wege mit Kuhdreck. Kein Schritt ohne Kuhfladen, scheint es mir von Kühen bewohnt, die sich bloß einige Menschen als Laiblakaien halten. Es ist ein rohes, barbarisches Nest!“

Dazu Kommentar von Axel Huber: Man fragt sich, wie Ferdinand Kürnberger Alt-Millstatt mit derart harten Worten herabwürdigen kann? Drei Gründe dürften wohl ausschlaggebend gewesen sein. Zum ersten fiel Kürnbergers Aufenthalt unglücklicher Weise mit dem jährlichen Lukas-Markt am 18ten Oktober zusammen. Dieser Markttag vereinte alle Kirchweihfeste des Pfarrsprengels, was den Zustrom vieler Viehhändler zur Folge hatte, die noch vor dem Winter ihre Tiere an den Mann bringen wollten. Erst dreißig Jahre später, verfügt der Pfarrer von Millstatt die Verlegung des Viehmarktes.

Zum zweiten könnte ein Besuch Kürnbergers im Kreuzgang, Millstatt sei ausschließlich von Kühen bewohnt, nur noch bestärkt haben. Denn schon 1857 erfahren wir aus einem Brief, sind im Kreuzgang unter Dreck und Unrat der dort untergebrachten Kühe und Schweine, wertvolle Bauschönheiten entdeckt worden, aber zu deren Sicherstellung wurde nichts unternommen. So verwundert es nicht, dass Kürnberger den Eindruck gewinnen musste, er sei von lauter Kühen umlagert.

Und letztlich hat noch das Wetter zu seiner mießlichen Stimmung beigetragen: es regnete ununterbrochen!

Wann wagten sich nun die ersten Bademutigen in den See ohne sich vor den gefährlichen Nixen zu fürchten, die immer wieder Badende in die Tiefe zogen? Man suchte früher lieber die Badstube auf, in der man ein Wannenbad nehmen und sich vom Bader Haare- und Bart stutzen lassen konnte. Wie Matthias Maierbrugger in seinen Geschichten des Millstätter Sees berichtet, gab es schon im 16ten Jahrhundert in Millstatt eine solche Badstube. Mitte des 17ten Jahrhunderts bekam Millstatt eine neue Badstube, in der ein Bader nach einer Handwerksordnung des Grafen von Ortenburg arbeiten musste. Nach dieser Badeordnung musste der Bademeister von einem älteren Meister geprüft sein, ob er sich auch auf Gliedereinrichten, Beinbrüche und Kopfwunden verstehe und er die hierfür notwendigen Arzneien bereiten könne. An Samstagen, den allgemeinen Badetagen, durfte er seine Badstube nicht verlassen und auch nicht nackt aus der Stube auf die Gasse laufen, außer mit einem Mantel umfangen!

Erst mit der Eröffnung der Kronprinz-Rudolf-Bahn 1871 von Wien über Feldkirchen nach Villach und der Südbahn 1873 von Marburg über Villach nach Franzensfeste, wurde Millstatt für den Fremdenverkehr entdeckt.

Der Überlieferung nach, quartierte sich der erste Gast im Gasthaus Trebsche ein (Abb.1), dem späteren Gasthof zum Seewirt (Abb. 2). Er war aus Wien gekommen und weil es ihm hier gefiel, brachte er im nächsten Sommer seine Freunde mit nach Millstatt. Aber die wollten sich nicht mehr von einem Bader schrubben lassen, sondern im kühlen Wasser des Sees vergnügen, ungeachtet der Wassernixen, die in seiner Tiefe hausten und jedes Jahr ihre Opfer forderten. Denn damals ertrank man nicht, man wurde von den Nixen in die Tiefe gezogen.

Anton Trebsche schuf auch das erste Millstätter Seebad. Seine Eröffnung kündigte er am 1. Juli 1870 mit einem Prospekt an. Diese Eröffnung des ersten Seebades war eine Pioniertat! Eine Skizze von Christine von Luschan 1874 zeigt „Trebsches Neues Haus am See“ (Abb. 3), das als erstes Gästehaus geführt wurde, daneben, ganz rechts im Bild die Badeanstalt von Anton Trebsche (Abb. 4). 1875 errichtete Peter Marchetti eine zweite Badeanstalt (Abb. 5), die 1882 zur Bade- und Schwimmanstalt erweitert wurde. Der ehemalige Gastgarten, rechts

der Schiffsstation, war das Herrenschwimmbad, links davon die Damenabteilung. Um 1900 kam neben der Villa Streintz eine dritte Badeanstalt, das „Gröchenig-Bad“ dazu, bis dann in den 20er Jahren das Strandbad mit dem grandiosen Sprungturm angelegt wurde.

In den folgenden Jahren wurde Millstatt immer mehr zu einer beliebten Sommerfrische. Und es waren Millstätter, die die Zeichen der Zeit erkannten und sich für mehr Unterkünfte einsetzten. Neben Anton Trebsche und Peter Marchetti, war es vor allem Franz Burgstaller, ein Bauer auf dem Purgstall oberhalb Laubendorf, der zu den tüchtigsten Pionieren des Fremdenverkehrs zählte. 1870 kaufte er die hölzerne Faunerkeusche am Oberen Marktplatz, ließ sie abtragen und errichtete ein für die damalige Zeit modernes, einstöckiges Gasthaus. Dieses Gästehaus hatte schon zehn Zimmer und einen Speisesaal.

Die ersten Gäste kamen aus Klagenfurt, Graz und Wien, die Preise waren niedrig und die Wirtin kochte ausgezeichnet. Herr Burgstaller kaufte auch zwei Rappen und einen Landauer und fuhr mit seinen Gästen in die reizvolle Umgebung. Als Bürgermeister gründete er den Verschönerungsverein, legte den ersten Park an und machte den Schluchtweg für Gäste zugänglich. Um die Jahrhundertwende erweiterte er das Gasthaus zum Hotel Burgstaller. Das stattliche Gebäude wurde in der Zwischenkriegszeit nach einem Besitzerwechsel zum „Millstätter Hof“ umbenannt (Abb. 6). Über hundert Jahre beherrschte es mit seiner eindrucksvoll gegliederten Fassade das architektonische Ensemble am Oberen Marktplatz, bis es 2006, durch einen unbegreiflichen Gemeinderatsbeschluss abgerissen wurde. Mit dem Abbruch dieses Gebäudes ist – wie Axel Huber verbittert kommentierte – das letzte, rein touristisch genutzte Baudenkmal Millstatts der Spitzhacke zum Opfer gefallen. Es war Zeuge der Dynamik, die die Entwicklung des Fremdenverkehrs vor dem ersten Weltkrieg beherrscht hat.

Das Kaufhaus „Johann Fauner’s Neffe Hans Rieder“ am Marktplatz (Abb. 7) wurde schon seit 1822 von Constantin Fauner 1808-49 als „Vermischte Warenhandlung“ betrieben (Abb. 8), die über Jahrzehnte das einzige Geschäft in Millstatt war. Mit Maria Maier (1809- 88) hatte er 13 Kinder. Mutter Maria Fauner gründete 1880 mit ihrem Sohn Johann (1847-1900) das Hotel Marienhof (Abb. 9). Namensgeberin war die Frau von Johann, Maria Heiß (1850-1939), Tochter des Postmeisters in Spittal. Nach dem Tod von Maria Fauner wird der Marienhof an die MITELLA-Hotelgesellschaft in Deutschland verkauft.

Ihre Tochter Anna heiratete Alex Rieder, der bis 1880 Geschäftsführer des Kaufhauses war. Sie hatten sechs Kinder. Die älteste Tochter, Theresia, heiratete den Arzt Dr. Mathias Laggnier, Vater von Dr. Hans Laggnier, der den Alt-Millstättern noch in Erinnerung sein wird. Sohn Johann Paul Rieder (1868-1947), führte das Kaufhaus weiter und vergrößerte es 1910 um ein Stockwerk. Er vermählte sich mit Marianne Pichler (1879-1951). Ihre Tochter Friederike, (1905-1984), heiratete Josef Gmeiner, sie sind die Eltern von Dr. Wolfgang Gmeiner (1940-2017). Friederikes Bruder, Hans Rieder (1907-1976), verheiratet mit Elisabeth Moser (1922-84), war Erbe des Kaufhauses und führte es mit seiner Frau weiter. Sie hatten drei Töchter, die jedoch in Wien leben (Abb. 10). Nach dem Tod der Eltern verkauften sie 1986 das alteingesessene Kaufhaus „Johann Fauner’s Neffe Hans Rieder“ an die Firma FIDELE MÖLLTALER bzw. an deren Bandleader Huby Mayer. Dieser verkaufte das altherwürdige Gebäude an das Ehepaar Trauntschig, die es stilgerecht zur „Residenz Millstatt“ revitalisieren wollen.

Auch Karl Silbernegel, ein Schmiedemeister am oberen Ortsende, hat viel zur Entwicklung der Marktgemeinde beigetragen. Ende des 19. Jahrhunderts baute er eine neue Schmiede und ein Elektrizitätswerk, das ganz Millstatt mit elektrischem Licht versorgte. Bis Ende 1899 gab es noch einen Nachtwächter, der jeden Abend die an den Straßen aufgestellten Petroleumlampen anzünden musste. Später baute Silbernegel die „Pension Annenheim“ (Abb. 11),

sodaß er 80 Gästebetten anbieten konnte. Für sein erfolgreiches Wirken wurde er von Kaiser Franz Josef mit dem Goldenen Verdienstkreuz ausgezeichnet.

Ein anderer Millstätter, der zu den erfolgreichsten Wegbereitern des Fremdenverkehrs zählt, war Daniel Kotz. Er war von Beruf Uhrmacher und bewarb sich um die Postmeisterei. Verheiratet mit einer Tochter der Wirtsleute Pöllinger, die sich um ihr Gasthaus an der Riegenbachbrücke aber wenig kümmerten, machte er seinen Schwiegereltern den Vorschlag, mit ihm die Wohnungen zu tauschen. Das junge Ehepaar Kotz übernahm nun das kleine Gasthaus, ließ die Gasträume renovieren und errichteten einen Sitzgarten. Im rechten Hausflügel war das Postlokal für alle Orte des Tales bis hin zu Kleinkirchheim. So wurde das Haus an der Brücke zum „Gasthaus zur Post“ (Abb. 12).

Daniel Kotz schrieb auch einen 40 Seiten umfassenden Fremdenführer über Millstatt und seine Umgebung, der 1885 im Verlag Rudolf von Waldheim in Wien gedruckt wurde. Während der erste Fremdenführer von Millstatt, vom Grazer Universitätsprofessor Dr. Fritz Pichler 1879 veröffentlicht, nur 100 Gästezimmer angibt, kann Daniel Kotz sechs Jahre später durch die neu entstandenen Villen, an die 300 Zimmer mit 500 Betten vermelden. Führend sind die Gasthöfe Burgstaller, Defner, Reiner und das 1884 errichtete Hotel See-Villa.

Aber Daniel Kotz fuhr nicht nur mit der Post von Millstatt nach Spittal, seine Landauer waren auch die ersten Taxis für die Gäste, die gerne die nähere und weitere Umgebung kennen lernen wollten. Mit Ein- und Zweispännern organisierte er täglich Ausflugsfahrten bis Feld am See und ins Maltatal. Auf Grund der steigenden Nachfrage musste er seinen Pferdestall und Wagenpark ständig vergrößern, 25 Pferde waren die Höchstzahl. Er war nun zu einem vermögenden Mann geworden und baute 1900 sein „Gasthaus zur Post“ zum vornehmen „Hotel Post“ um (Abb. 13).

Er stellte sich auch in den Dienst der Gemeinschaft, man wählte ihn zum Bürgermeister und Landtagsabgeordneten und ernannte ihn für seine außerordentlichen Verdienste zum Ehrenbürger von Millstatt. Seine einzige Tochter Marianne heiratete den ‚Fischer beim Seehansl‘, Franz Bacher, der für viele der schönste Mann von Millstatt war. Er lebte mit seinen Eltern Franz Bacher und Ursula von Kurz in einer Keusche am See und machte mit seinen Lachsforellen bei den Hoteliers ein so glänzendes Geschäft, dass er anstelle der Keusche das ‚Forellenheim‘ bauen konnte (Abb. 14). Zwischen 1912 und 1919 gebar ihm seine Frau Marianne drei Töchter, Trude, Lotte und Ilse. 1928 beschloß er die Pferdestallungen und die Wagenremise des Postbetriebes zu einem „Hotel Posthof“ umzubauen. Seine Frau starb schon 1937, er selbst 1953 und vererbte seine drei Hotels an seine Töchter: Trude Aniwanter bekam das „Hotel Forelle“ (Abb. 15), Erbe war Mathias Aniwanter, der die Führung des Hotels inzwischen an seine Tochter Stefanie übertragen hat, die vor Kurzem viel Geld zur Modernisierung der Hotelanlage investiert hat und noch weitere Bauvorhaben realisieren will. Lotte Sichrowsky führte das „Hotel Post“ weiter, heute im Besitz ihres Sohnes Dkfm. Dr. Ulli Sichrowsky. Die dritte Tochter, Ilse Collaud, übernahm den „Posthof“ (Abb. 16), Erbe ist Marcel Collaud, der mit seiner Frau Susanne, einer Lungenfachärztin, drei Söhne hat. So sind alle Errungenschaften von Daniel Kotz und seinem Schwiegersohn Franz Bacher heute noch im Besitz ihrer Nachfahren.

Außer den genannten Millstättern waren es dann in den 80er und 90er Jahren Unternehmer aus Italien, aus Wien und anderen Teilen der Monarchie, die mit ihren Villenbauten das ehemalige Klosterdorf zu einem begehrten Urlaubsziel werden ließen. Die ersten Privathäuser wurden demnach von auswärtigen Gästen gebaut und machten Millstatt zu einem Villenort seltener Art, zu einem kleinen Paradies!

Zu den ältesten Bauten gehört die um 1880 vom italienischen Holzhändler Ofenheimer erbaute Villa, die der k.u.k. Notar Oskar von Luschan aus Hollabrunn in Niederösterreich käuflich erwarb und nach seiner Frau „Villa Margarethe“ benannte (Abb. 17).

Eine Tochter dieses Holzhändlers, die Schauspielerin Giovanna Ofenheimer war viele Jahre Millstätturlauberin. Sie kaufte die heutige Villa Stadler und errichtete 1896 die „Villa Carina“ als Gästehaus (Abb. 18). Nach ihrem Tod ging die Villa, nach mehreren Besitzerwechsel, 1940 in das Eigentum der Familie Helmut Koch aus Millstatt über. Nach dem Verkauf der Villa 2005 entstanden Eigentumswohnungen. Die Familie Koch bewohnt auch jetzt noch eine dieser Wohnungen.

In den frühen 80er Jahren erwarb Rudolf Schürer von Waldheim, Verleger und Druckereibesitzer aus Wien, die Sollanig-Seifensieder-Keusche und das angrenzende Seeufer. Dort errichteten 1884/85 die Wiener Architekten Mayreder und Köchlin das Hotel „See-Villa“ und das „Altdeutsche Haus“, die spätere „Villa Tacoli“ (KLM 3/4, 2007) (Abb. 19).

Für das Jahr 1883 vermerkt die Millstätter Pfarrchronik: *„Herr von Waldheim (Abb. 20) wirkt sehr tätig am Zuzug der Gäste. Der Besuch der Fremden war in diesem Jahr über 400“*. Und für das Jahr 1885 lesen wir einen Bericht über den Besuch von Erzherzog Karl Ludwig, der auf Einladung von Rudolf von Waldheim nach Millstatt gekommen war (Abb. 21).

1893 kam auch Erzherzog Franz Salvator mit Erzherzogin Valerie (Abb. 22), einer Tochter des Kaiserpaares, zu Besuch nach Millstatt.

Ein weiterer illustrierter Gast aus Wien war der Hof- und Gerichtsadvokat Dr. Alexander Pupovac. Er war auf der Suche nach einem Landbesitz, weil er mindestens sechs Hektar Grundbesitz als sein Eigen nachweisen musste, wenn er im Reichsrat sitzen wollte. Während eines Urlaubs in Millstatt lernte er die junge Witwe des Wirtes Rainer kennen und lieben.

Durch die Heirat wurde er Mitbesitzer des Rainer'schen Gasthauses. Als neuer Bürger von Millstatt hat nun dieser Wiener Rechtsanwalt mit unermüdlicher Energie zum Aufschwung des Marktes viel beigetragen. Vor allem als Begründer des Hotels „Lindenhof“, den er aus dem Schloßgebäude der Georgsritterzeit entstehen ließ. 1901 war die feierliche Eröffnung.

Im Bild das Hotel Lindenhof 1901, links oben der Alexanderhof, rechts oben die Alexanderhütte (Abb. 23/24/25) und das „Grand Hotel Lindenhof“, wie es sich in den 30er Jahren präsentierte (Abb. 26).

Zur selben Zeit hat sich der Wiener Finanzrat Dr. Adolf Baron Schwarz, Direktor der Esterhazygüter im Burgenland, zwischen 1898 und 1901 die Schwarz-Villa, das heutige Parkschlößl erbauen lassen (Abb. 27). Die Erben, die Wiener Familie Jeglitsch, verkauften den Besitz 1920 an den Naturwissenschaftler Baron Herff aus Köln. In den enddreißiger Jahren erwarb Frau Lisbeth Zickenheimer aus Wiesbaden die Villa und wohnte dort bis Kriegsende und die Jahre danach.

Nach dem Krieg kamen englische Besatzungstruppen nach Millstatt und errichteten in der Schwarz-Villa ein Casino. Ein Millstätter Kriegsheimkehrer war Willi Bacher, der als Kellner in diesem Casino eine Anstellung bekam. Dort lernte er auch Frau Zickenheimer, die Besitzerin des Hauses kennen, die als deutsche Staatsbürgerin befürchtete, die Villa als „Deutsches Eigentum“ verlieren zu müssen. Da sie sich mit dem tüchtigen Kellner Bacher gut verstand, machte sie ihm den Vorschlag, sie zu heiraten, damit sie die österreichische Staatsbürgerschaft bekäme und die Villa behalten könne. Nach ein paar Jahren würden sie sich scheiden lassen, aber sie wäre dann immer noch österreichische Staatsbürgerin. Willi Bacher war damit einverstanden. Sie heirateten und die Schwarz-Villa mit dem neuen Namen „Luisenheim“ blieb in ihrem Besitz. Nach Abzug der Engländer begannen sie die Räume als Gästezimmer für Urlauber zu adaptieren. Als wieder einmal über die geplante Scheidung gesprochen wurde, wollte Willi Bacher jedoch mit seiner Frau zusammen bleiben und gemeinsam das Gästehaus weiterführen.

1959, nach der Überschwemmung im Vorjahr, wurde die Bundesstraße verbreitert und das Niveau erhöht. Im unteren Teil des Parks, an der Hauptstraße, errichtete Willi Bacher einen

Minigolfplatz, den ersten in ganz Oberkärnten. Später baute er neben der Villa einen Bungalow mit allem Komfort, in dem er mit seiner Frau das Jahr über wohnte.

Als die beiden dann älter wurden, entschlossen sie sich das Grundstück mit dem Bungalow abzutrennen und den übrigen Besitz zum Verkauf anzubieten. Wegen der günstigen Lage des Parks an der Hauptstraße, kaufte die ADEG den Besitz und wollte einen Supermarkt errichten, erhielten aber dafür keine Genehmigung. So kam der Besitz 1977 an die Familie Unterkofler. Mutter und Sohn Karl führten nun die Pension „Luisenheim“ weiter. 1990 wurde der Name in „Parkschlössl“ geändert.

1874 weilte der Hof- und Gerichtsadvokat Maximilian von Luschan mit seiner Frau Christine und den beiden Söhnen Felix und Oskar im Alpenbad St. Leonhard bei Sarnitz und machten von dort auch eine Kutschenfahrt an den Millstätter See. Bei einem weiteren Aufenthalt in Millstatt entstanden eine Reihe aquarellierter Skizzen von Christine von Luschan. Diese Bilddokumente zeigen in photographischer Genauigkeit Gebäude und Uferlandschaften von Millstatt und seiner Umgebung, die heute von dokumentarischer Bedeutung sind. Sie sind verwahrt im Nachlaß des Felix von Luschan in der Staatsbibliothek zu Berlin, © Preußischer Kulturbesitz. Eine Skizze zeigt den Vorgängerbau der „Villa Felicitas“ (Abb. 28). 1884 erwarb Sohn Felix dieses Seeuferstück und ließ vom Architekten George Niemann die „Villa Felicitas“ errichten (Abb. 29).

Über Felix von Luschan, geboren 1854 in Oberhollabrunn in Niederösterreich ist viel geschrieben worden. Schon mit 24 Jahren promovierte er an der Universität in Wien zum Doktor der Medizin und habilitierte sich 1883 zum Dozenten für Anthropologie. Es folgten Forschungsreisen im westlichen und südlichen Kleinasien bis an die Nordgrenze Syriens. 1885 heiratete er Emma von Hochstetter (Abb. 30) und wurde als Assistent von Adolf Bastian an das königliche Museum für Völkerkunde nach Berlin berufen. 1888 promovierte er an der Universität München zum Dr. phil und organisierte in den folgenden Jahren mehrere Grabungskampagnen im Orient. 1909 wurde er ordentlicher Professor an der Universität in Berlin und Direktor der anthropologischen Abteilung am Museum für Völkerkunde.

Er starb 1924 als hochgeehrter Geheimrat in Berlin; sein Leichnam wurde zur Bestattung nach Millstatt überführt. 1925 wird das Eigentumsrecht an der „Villa Felicitas“ für seine Witwe, Emma von Luschan, einverleibt, aber schon ein Jahr später geht die Villa durch Kaufvertrag in das Eigentum von Dr. Heinrich von Hochstetter über, der 1939 stirbt. 1941 scheidet Emma von Luschan durch Freitod aus dem Leben. Auf Grund eines Kaufvertrages erwirbt nun Frau Hildegard Holländer die Villa, die mit ihrer Familie bis Mitte 1944 hier wohnte. Dann tauschte sie das Haus am Millstätter See gegen die Herrschaftsvilla des Reichsbahnpräsidenten Hermann Meyer und seiner Frau Erna in Erfurt. Nach dem Tod von Präsident Meyer 1948, geht die Villa an die Witwe Frau Erna Meyer über.

Durch den geplanten Bau einer neuen Straße im Ostteil des Ortes, werden 1959 das benachbarte Strandhotel Seefried (Abb. 31), das Johann Nikolasch 1930 errichten ließ, mitsamt dem Wohnhaus der Familie und zwei Jahre später auch die „Villa Felicitas“ abgerissen und eine neue Straße entlang des Seeufers angelegt. Die Familie Nikolasch errichtete ein neues Hotel an der Schwarzstraße, Frau Erna Meyer bekam 1 Million Schilling Ablöse und erwarb ein Grundstück oberhalb der neuen Straße. Die Rodung und die Aufbereitung des steilen Baugrundes verschlang jedoch fast das ganze Geld, sodaß das neue Haus mit teuren Krediten bezahlt werden musste. Hier lebte sie, zeitweise mit ihren beiden Töchtern bis zu ihrem Tod 1983. Das Haus erbten die beiden Töchter Irmgard Schneider und Ingeborg Schäfer. Heute wohnt im Haus von Frau Erna Meyer ihr Enkel Alexander Schäfer mit seiner Familie.

Felix von Luschans Bruder Oskar von Luschan, geboren 1858, heiratet 1890 in Großmain Margarethe Etzerodt, 1869 geboren in Brüssel, ihr Vater war Engländer, die Mutter

Holländerin. Noch im gleichen Jahr übersiedeln sie nach Millstatt und kaufen eine Villa mit Bootshaus am Seeufer. Der Villa gibt er ihren Namen „Margarethe“ (Abb. 32). 1895 übernimmt er das Notariat in Millstatt und beteiligt sich an der Gründung der Millstätter Schiffahrtsgesellschaft. Das 1901 dem Verkehr übergebene Dampfschiff trägt den Namen seiner Frau „Margarethe“, dessen Beschaffung sie durch eine großzügige Geldspende ermöglicht hatten (Abb. 33).

Oskar und Margarethe von Luschan erwiesen sich immer wieder als großzügige Förderer in vielen Belangen der Marktgemeinde. Für ihre außerordentlichen Verdienste wurden sie zu Ehrenbürgern von Millstatt ernannt. Notar Oskar von Luschan stirbt mit 50 Jahren 1909, ihr einziger Sohn Felix stürzt 1912 mit erst 19 Jahren in den Bergen der Ankogelgruppe in den Tod (Abb. 34).

In den folgenden Jahren schloß sich Frau von Luschan immer enger ihren Nachbarn in der Villa Waldheim (Abb. 35) an, Dr. Max Schürer von Waldheim und seiner Frau Lizzy. Sie kamen aus Wien und lebten über 40 Jahre in dieser Villa. (KLM 3/4, 2006). In den schwierigen Jahren nach dem Zusammenbruch der Monarchie als alles Geld verloren ging, unterstützte Frau von Luschan die beiden mit ihrem Geld, das sie in Banken in Brüssel und London verwahrt hatte und über das sie jederzeit verfügen konnte. Sie finanzierte auch die jährlichen Aufenthalte der beiden Waldheims in den Wintermonaten in Arco am Gardasee. Ein Foto von 1939 zeigt Margarethe von Luschan mit ihren Freunden der Villa Waldheim: Johanna Baronin Krauss, Felicie und Dr. Max Schürer von Waldheim (Abb. 36).

Da auch die Ehe des Bruders ihres Mannes, Felix von Luschan und seiner Frau Emma von Hochstetter kinderlos geblieben war, adoptierte Margarethe 1930 ihren Neffen Dipl. Ing. Georg von Susani, geboren 1900 als Sohn des Bahnarztes Dr. Odorico von Susani und seiner Frau Elisabeth von Hochstetter.

1945 kam der Absturz. Nach der Besetzung Millstatts durch englische Truppen begann, wie überall in Deutschland, die Jagd nach Parteimitgliedern und sogenannten ‚Mitläufern‘. Frau Margarethe von Luschan war nicht Parteimitglied, aber ihre deutschnationale Gesinnung war allgemein bekannt. So wurde sie bei der englischen Militärbehörde denunziert, die sich veranlasst sah, ihr Vermögen zu sperren und sie ohne materielle Mittel auszusetzen. Aber treue Millstätter wussten um die Not dieser hochgeachteten Frau und versorgten sie täglich mit Essen und notwendigen Medikamenten. Im Herbst 1947, bis zuletzt von Freunden betreut, starb Margarethe von Luschan mit 77 Jahren völlig verarmt in ihrer Villa, die heute noch ihren Namen trägt.

1955/56 verfügte ihr Adoptivsohn Georg von Susani-Etzerodt die Aufstockung der Villa und adaptierte die Räumlichkeiten als Gästezimmer. Mit eigenem Seebad unterhalb der Villa, ist es bis heute ein sehr beliebtes Gästehaus. Nach dem Tod des Georg von Susani-Etzerodt, erbte seine ältere Tochter Gudrun Senigl die Villa, die heute im Besitz ihrer Tochter Maria Piechl ist.

Noch vor dem ersten Weltkrieg bekam Millstatt sogar ein Schloß. Der Wiener Verlagsdirektor Ludwig Friedrich Musil von Mollenbruck ließ sich 1911-13 im Osten von Millstatt über dem See das Schloß Heroldeck bauen. Mit der Bauausführung (Abb. 37) im romantischen Historismus mit neoromanischen und sezessionistischen Elementen wurde Baumeister Anton Lerchbaumer aus Spittal betraut. Wie lange der Erbauer sein Schloß bewohnt hat, war leider nicht zu erfahren. Jedenfalls wurde es 1938 arisiert und von der NSDAP als Gauschulungsburg benützt. Nach dem Krieg war dort für kurze Zeit der britische Geheimdienst Field Secret Service stationiert. Danach richtete die Kärntner Landesregierung ein Kindererholungsheim ein, bis die amerikanische Glaubensgemeinschaft CALVARY CHAPEL das Schloß 1988 vom Land Kärnten erwarb und dort ein Konferenz- und Schulungszentrum einrichtete, das derzeit die Engländerin Alison Turner leitet.

Die Villa Streintz (Abb. 38), ein Meisterwerk architektonischer Couture, ist zwischen 1891 und 1894 erbaut worden. Bauherr dieser Villa war Professor Streintz, Institutsvorstand an der Technischen Hochschule in Graz. Um 1900 wird neben der Villa eine dritte Schwimmschule, das Gröchenig-Bad eröffnet. Eine Urenkelin von Professor Streintz, Frau Pelleter, führte die Villa über Jahre als Pension. 2012 verstarb Frau Pelleter und vererbte die Villa samt ihrem Vermögen an die Nachbarschaft Millstatt (KLM 9/10, 2014). Mit dieser Übereignung hat Frau Pelleter Millstatt ein großes Geschenk gemacht. Gemeinsam mit dem Bundesdenkmalamt hat die Nachbarschaft Millstatt die Villa restauriert, die jetzt architektonisch in unveränderter Form in neuem Glanz erstrahlt. Wolfgang von Przyborski, ein Urenkel des Altbürgermeisters, ist derzeit Pächter der Villa Streintz.

1898 ließ der aus Wien stammende Arzt Josef Geyer unter Leitung des ortsansässigen Zimmermeisters Leitner die „Geyer-Villa“ bauen. Nach seinem Tod verkauften die Erben das Haus und der damalige Bürgermeister Dkfm. Emerich Sichrowsky erwarb es im Jahre 1955. 1971 erfolgte ein Zubau, das Hotel „Postillon“ (Abb. 39), das sich architektonisch sehr gut in das Gesamtkonzept einfügt und einen direkten Zugang zum Seeufer hat.

Eines der ältesten Anwesen Millstatts ist der Staudacher Hof. Direkt an der alten Spittalerstraße zum Stift gelegen, diente er, folgt man den Ausführungen von Dr. Wilhelm Deuer vom Kärntner Landesarchiv, von 1333 bis 1520 als klösterlicher Lehenshof und in der Zeit der Renaissance als Edelsitz. In der Folge ab 1648 als Lehen für Handwerker des Stiftes, dann als Nebenerwerbslandwirtschaft, im 18. und 19. Jh. als Vollerwerbslandwirtschaft, von 1957 bis 1977 als Pension mit Bauernhof, dann als Fremdenverkehrsbetrieb.

Eine seltene Ansicht des Anwesens Staudach-Weber zeigt uns wieder eine Skizze von Christine von Luschan (Abb. 40) bezeichnet mit „Hofgarten, Sommerhäusel und Staudach Weber 28.09.1874“, die auch den alten Wehrturm zeigt, der vor 1900 in eine Aussichtswarte umgestaltet wurde. Der hölzerne Aufbau wurde von einer Sturmböe zerstört. Im Zuge der Veranstaltungsreihe ‚Kärnten-wasserreich‘ hat man dann ein in allen Farben leuchtendes Lichtsegel am Turm angebracht, aber nach ein paar Jahren wieder abmontiert.

Der spätgotische Wehrturm im Barbara Egger - Park, wie ihn ein Foto von Axel Huber zeigt (Abb. 41), ist seitdem sich selbst überlassen, west vor sich hin und führt uns den stetigen kulturellen Verfall historischer Bauten in Millstatt vor Augen. Seit 2010 ist der Staudacher Hof ein Romantik - Hotel (Abb. 42) im Besitz der Familie Manfred Maier.

Ein Musterbeispiel der Wiederbelebung eines alten Hauses ist die Villa Hertnagel (Abb. 43). Sie wurde 1900 errichtet, als Bauherr ist ein Herr Weber genannt. 1930 erwarb die Villa der Notar Dr. Paumgarten-Hohenschwangau-Erbach. Nach dem Tod seiner Frau 1950, heiratete er in zweiter Ehe seine Haushälterin Johanna Jobst und adoptierte ihren Sohn Gustl. Nach dem Tod der Eltern stand das Haus jahrelang leer und war in einem desolaten Zustand, als sich 2006 endlich ein Käufer fand. Die neuen Besitzer, Anita und Klaus Hertnagel, ein pensionierter Lufthansapilot, entpuppten sich als überaus geschickte Restauratoren. Er revitalisierte die Villa nach seinen Ideen von Grund auf bis zur Dachlandschaft, unter Beibehaltung aller originalen Bauelemente und machte dadurch die Villa zu einer der schönsten in ganz Millstatt (Abb. 44).

Klaus Hertnagel war auch die treibende Kraft, die zusammen mit den Nachbarn Dr. Laggner, Schiffer, Collaud, Unterkofler, Dr. Sichrowsky und einem Rechtsanwalt verhindert haben, dass im Garten der Villa Carina ein Apartmentgebäude errichtet wird. Peter Sichrowsky hat dann mit seinen Ersparnissen dieses Grundstück gekauft, das nun als Parkplatz für das Hotel Post genutzt wird.

Auch am Grundstück des benachbarten Hauses, das Mimi Sporer gehörte und an Regger verkauft hat, sollte ein Apartmenthaus errichtet werden. Der Schwiegersohn von Dr. Horst

Laggner kaufte jedoch das Haus. Er will es mit Wohnungen für Dauermieter ausstatten und dann selbst da wohnen.

Gemeinsam mit seinen Nachbarn hat Klaus Hertnagel jedenfalls dafür gesorgt, dass der Villencharakter in der Schwarzstraße und die wenigen „grünen Lungen“ dort erhalten geblieben sind.

Nicht immer ist man dem Beispiel von Klaus Hertnagel gefolgt. Als krasses Gegenstück möchte ich den Stilwandel vorführen (Abb. 45), vom Trebschen Gästehaus, wie es uns Christine von Luschan mit ihrer Skizze 1874 vermittelt hat, aus dem dann der „Gasthof Seewirt“ wurde, bis hin zur futuristischen Architektur seines Nachfolgebaus am Beginn unseres Jahrhunderts. Ein Stilwandel, der traditionelle Bausubstanzen, die über Jahrzehnte das Flair unseres Villenortes geprägt haben, rücksichtslos zu einer artfremden Architektur vergewaltigt – sehr zum Leidwesen traditionsbewusster Millstätter und vieler Stammgäste!

Auch in der Zeit vor der Motorisierung war das gesellschaftliche Leben für Einheimische und Gäste in der warmen Jahreszeit sehr abwechslungsreich. Man fuhr mit dem Dampfschiff für 60 Heller über den See – Kinder unter 1,30m zahlten die Hälfte – und prominierte damals wie heute von der „Villa Kantor“ (Abb. 46), entlang dem schattigen Uferweg zur Jausenstation in der Lagerbucht (Abb. 47). Oder man unternahm Spaziergänge auf das Plateau von Obermillstatt und wagte sich, im Lodenkostüm mit Steirerhut und Alpenstock sogar auf die Millstätter Alm, wo seit dem Sommer 1908 eine erste Bretterhütte zur Rast einlud. Im Bild Dr. Mathias Laggner mit Frau Therese und den beiden Buben (Abb. 48).

Ein paar Kilometer östlich von Millstatt liegt Pesenthein mit Häusern bis zum Seeufer. Vor 130 Jahren gab es dort nur eine bäuerliche Hube (Abb. 49) und rundum unverbautes Gelände. 1887 kaufte der aus Wien stammende Rudolf Schürer von Waldheim diese Pesentheiner Hube und die Wiesen bis zum Seeufer. 1952, nach der dritten Erbteilung, wird Maria Victoria, einer Enkelin von Rudolf, der Pesentheiner Besitz zugesprochen. Sie gestaltete den Bauernhof in ein Wohnhaus um und führte den Namen „Rosenhof“ ein (Abb. 50), wo sie mit ihrem Mann und Freunden jeden Sommer verbrachte. Die Bilder zeigen Maria Victoria (Abb. 51) als Comtesse Attems-Heiligenkreuz mit 22 Jahren und 50 Jahre später als Marquesa Pallavicino (Abb. 52). Und hier die Marquesa links mit ihrem Mann Odorico, dritter von rechts und der Familie Mansbart zu Besuch am Rosenhof im August 1958 (Abb. 53).

Am Südufer des Sees, auf der Schattseite, haben sich nur wenige Siedler festgesetzt. Das im 14. Jahrhundert beurkundete Fergenlehen war lange Jahrzehnte das einzige bäuerliche Gehöft direkt am See. Ein Fresko aus dem Jahre 1734 (Abb. 54) zeigt erstmals ein dreigeschossiges Gebäude, vermutlich dem Lehenbauer gehörig, das als Getreidespeicher und Zwischenlager für Abgaben an das Kloster in Millstatt gedient haben mag.

Wie schon erwähnt, hinterließ uns Christine v. Luschan eine Reihe von Skizzen und Aquarellen, so zum Beispiel die mit 9. September 1874 datierte Kohlezeichnung vom Fergenlehen, später Lehenbauer (Abb. 55). Um diese Zeit wird das Speicherhaus am Ufer zu einer Gastwirtschaft namens „Sommerhaus“ mit Schiffsanlegemöglichkeit umgestaltet.

In einer Wanderkarte vor 1887 (Abb. 56) ist mit einer punktierten Linie die Fährverbindung über den Millstätter See markiert. Die ehemalige Gasthaus- und Fährstation ist rot markiert. Zu der Zeit dürfte sie bereits im Besitz der Familie Stefan Bacher gestanden haben (Abb. 57). Wie wichtig der Fährdienst für Millstattbesucher war, belegt ein Zeitungsbericht vom Sommer 1912: *„Es wird empfohlen nicht über Spittal nach Millstatt zu fahren, da dann eine längere Straßenwanderung oder eine Kutschfahrt nötig ist, sondern von der Bahnstation Rothenturm im Drautal den Weg über den niedrigen Sattel zum See zu nehmen. Gleich hinter dem Bahnhof beginnt ein markierter Weg, der in 1 ½ Stunden am Seeufer anlangt. Im Gasthaus Bacher ist ein Fährmann zu haben, der für 10 Heller die Überfahrt nach Millstatt*

besorgt.“ In der Zwischenzeit ist die motorisierte Überfuhr weiter nach Westen verlegt worden und das ehemalige Gasthaus Bacher ist heute das Wohnhaus der Familie Schneyder (Abb. 58 / KLM 9/10, 2014).

Im Jahre 1893 kaufte die Frau eines jüdischen Bankiers, Sidonie Kantor aus Wien von Frau Magdalena Trebsche das Ufergelände westlich vom Gasthaus Bacher und beauftragte den Architekten Karl Haybäck, eine repräsentative Villa zu errichten, die spätere „Schloß-Villa“. Für die Gestaltung dieser Villa bevorzugte Karl Haybäck der deutschen Renaissance entlehnte Bauformen, die sogenannte „altdeutsche Stilrichtung“: reiche, kleinteilige Dekorationsformen, die asymmetrische Anordnung von Loggien, Erkern und Balkonen sowie eine von von Giebeln, Kuppeln und Türmchen belebte Dachlandschaft vermitteln die im Späthistorismus so geschätzte „malerische Ansicht“. Mit diesen eigenwilligen Bauformen ließ sich der repräsentative Charakter oft schlossartiger Villen eindrucksvoll verwirklichen.

Frau Kantor war schon um 1900 und in den Folgejahren sozial tätig, und organisierte Ausspeisungen für Schulkinder und arbeitslose Millstätter. 1919 übergibt sie die eine Hälfte, 1922 die zweite Hälfte ihres Besitzes an ihre Schwiegertochter Hedwig Kantor. Diese verkauft 1927 den mit einer Hypothek schwer belasteten Besitz an einen Polen, der aber die Hypothek offensichtlich nicht tilgen konnte, denn 1933 übernimmt die Sparkasse der Stadt Raab an der Thaya die Liegenschaft am Millstätter See und verkauft sie 1941 an Lilly Schuster aus Deutschland. Lilly Schuster war die Tochter eines begüterten preußischen Junkers, war vermögend und widmete sich der Schriftstellerei, während ihr Mann malte und als Bildhauer tätig war. Die Abgeschiedenheit der Villa hat sie zum Kauf bewogen, sie wollten dort Ruhe finden zum Schreiben und Malen.

Durch den Krieg hat sich jedoch alles geändert. Laut eines Zeitzeugen sollen in der Villa französische Offiziere interniert gewesen sein. Ende des Krieges fanden die Anführer der Ustascha-Russen, die gegen die Sowjets gekämpft hatten, in der Villa Kantor Unterschlupf. Sie wurden aber verraten und gefangen genommen. Ein englischer General versprach ihnen, sie nicht an die Russen auszuliefern. Aber eines Abends kamen Lastkraftwagen. Unter dem Kommando eines englischen Offiziers wurden alle Ustaschakämpfer verladen und in der Steiermark den russischen Besatzungsbehörden übergeben, die sie nach Russland auslieferten. Dort erlitten sie dasselbe traurige Schicksal wie die russischen Soldaten der Wlassow-Armee in Ost-Tirol, die auch von den Engländern an die Russen ausgeliefert wurden - auf Grund eines Versprechens, das Winston Churchill, „der große Europäer“, seinem Freund Stalin gegeben hatte.

In den fünfziger Jahren betrieb Herr Schuster die nunmehrige „Schloß-Villa“ (Abb. 59) als Gästehaus und legte ein zweites Strandbad mit einem Motorbootservice für Badegäste aus Millstatt an. Die „Schloß-Villa“ ist Schifffahrtsstation geblieben und Ausgangspunkt eines klassischen Wanderweges entlang dem bewaldeten Seeufer zum Restaurant Lagerhof (Abb. 60).

Die Lagerbucht mit der Gastwirtschaft Lagerhof gehört zu Großegg und war in den 20er Jahren bis Kriegsende im Besitz von Herrn Staber aus Radenthein. Er hat in diesen Jahren viel investiert. Aus eigenem Waldbesitz in St. Oswald wurde Bauholz zum Ausbau des Lagerhofes über den See geschifft. Unter anderem entstand ein großer Festsaal und für zukünftige Gästezimmer ließ er zehn Kleiderschränke anfertigen, die heute noch in Verwendung sind. 1945 kaufte ein Herr Untermoser den Lagerhof, fünf Jahre später kam er durch einen Tauschvertrag in den Besitz der Familie Kohlmaier. Kohlmaier war mit einer Tochter von Herrn Untermoser verheiratet und arbeitete beim Seefischer in Döbriach, wo sein Haus neben dem Bach bei Hochwasser schon öfter überschwemmt worden war. 1950 zog dann Herr Untermoser nach Döbriach und die Familie Kohlmaier, als neuer Besitzer, übernahm den Lagerhof.

1901 beantragte der Bürgermeister von Millstatt bei der Südbahndirektion, dass der Bahnhof „Spittal“ in „Spittal - Millstätter See“ umbenannt werden möge. Für die Bewilligung musste die Gemeinde 1000 Kronen bezahlen.

Während des 1. Weltkrieges versiegte der Gästestrom nach Millstatt, aber nach dem Krieg ging es bald wieder aufwärts. Schon 1920 wählte die MITELLA AG in Wien, Millstatt zu einem ihrer beliebtesten Urlaubsziele und brachte in der Folgezeit viele Gäste an den Millstätter See.

1920 wurde der Förderungsverein durch eine Kurkommission ersetzt, die den damaligen Bürgermeister Arthur von Przyborski zu ihrem Obmann wählte. Unter seiner Leitung war diese Kommission ständig um Verbesserungen der Aktivitäten für die Gäste bemüht. Przyborski übernahm 1919 das Amt des Bürgermeisters in Millstatt, zu einer Zeit, die nach dem Zusammenbruch der Monarchie noch keine neuen politischen Konturen zeigte. Der starke Wirtschaftskörper der Österreichisch-Ungarischen Monarchie war zerfallen und nur die deutschsprachigen Länder als „Deutsch-Österreich“ bekamen von den Siegermächten eine Existenzberechtigung. Diese erste Republik war jedoch von Anfang an nicht lebensfähig. Vorhergesehen und ausgesprochen haben das viele, z.B. der nachmalige Landeshauptmann von Tirol Dr. Franz Stumpf und auch der erste Präsident der Republik Dr. Karl Renner, der wiederholt den Anschluß Deutsch-Österreichs an Bayern forderte. Aber die Entente-Mächte waren strikt dagegen und legten 1919 der österreichischen Delegation im Schloß Saint Germain en Laye bei Paris ihr Friedensdiktat ohne Diskussion zur Unterschrift vor. Die Folge waren Inflation, wirtschaftliche Rezession, Massenarbeitslosigkeit, Machtkampf der politischen Parteien, Bürgerkrieg bis hin zur Ermordung des Bundeskanzlers Engelbert Dollfuß und schließlich im sogenannten Ständestaat eine Einparteindiktatur, die im März 1938 beim Einmarsch der Deutschen Wehrmacht kampfflos zusammenbrach.

In diesen schwierigen Jahren ist Arthur von Przyborski Bürgermeister von Millstatt. 1860 geboren, war er bei Kriegsausbruch 1914 als Feldmarschall-Leutnant in Sarajewo stationiert und befehligte im Feldzug gegen die Serben die Tiroler Kaiserjäger, die zum sofortigen Einsatz an die serbische Front befohlen wurden. Nach harten Kämpfen gingen die fanatisch kämpfenden Serben als Sieger hervor. 1916 wird er in das Kriegsministerium nach Wien berufen und war als Chef des Etappen-Departements verantwortlich für die Versorgung der Truppenteile an allen Fronten. 1917 erwarb er den Amthof in Millstatt und ließ sich dort nach dem Krieg nieder. Trotz der dramatischen politischen und sozialen Verhältnisse in den Jahren seiner Amtszeit, entwickelte sich Millstatt - dank seinem wirtschaftlichen Weitblick, seinem diplomatischen Geschick und seinem persönlichen Einsatz in schwierigen Situationen – zu einem beliebten Fremdenverkehrsort. Das erste wichtige Ereignis war am 10. Oktober 1920 die Volksabstimmung. Das Instrument der Volksabstimmung wurde zur Zeit der französischen Revolution geboren und in den nationalen Bewegungen von 1848 wieder belebt. Aber trotz des 14 Punkte-Programms des amerikanischen Präsidenten Wilson, das ein Selbstbestimmungsrecht der Völker enthielt, scheinen in den Pariser Friedensverträgen nur fünf vergleichbare Volksabstimmungen auf: vier im Vertrag von Versailles mit Deutschland und eine, die Kärntner, im Staatsvertrag von Saint Germain en Laye mit Österreich.

Präsident Wilson, der sich über die politischen Verhältnisse in Europa nur von zweifelhaften Fachleuten beraten ließ, hatte sein 14 Punkte-Programm jedenfalls ohne Absprache mit dem französischen Präsidenten Poincaré und dem englischen Premierminister Lloyd George erstellt und musste erfahren, dass alle politischen Entscheidungen in Paris und London gefällt wurden. So gab es keine Volksabstimmung in Elsaß - Lothringen oder im Saarland, keine im Sudetenland, auch nicht im Kreis Ödenburg, der Südsteiermark oder in Südtirol. Der Erfolg der Abstimmung vom 10. Oktober 1920 für Kärnten war eine wichtige Voraussetzung für die Integration der deutschsprachigen Länder der Ersten Republik.

Arthur von Przyborski wird dieses Ereignis aufmerksam verfolgt haben und konnte zwei Jahre später einen weiteren Erfolg für seine Gemeinde erreichen: mit Verordnung des Landeshauptmannes von Kärnten wird Millstatt 1922 in den Rang eines Kurortes erhoben. 1925 wird durch seine Initiative das neue Strandbad mit der Seepromenade eröffnet. In den folgenden Jahren werden die Elektrizitätskabel neu verlegt und die Wasserleitungen ausgebaut, auch die Gemeindestraße nach Obermillstatt konnte dem Verkehr übergeben werden. 1930 mitten in der Weltwirtschaftskrise, wird auf alleinige Initiative Przyborskis im Strandbad der schönste Sprungturm Österreichs errichtet, was vielen Arbeitslosen Beschäftigung verschaffte – ohne Fördergelder von Seiten des Landes oder der Kommunen. Przyborski sicherte die Finanzierung durch Bürgschaften der Hoteliers und spendenfreudiger Millstätter. Seine persönlichen Verbindungen zu den Ministerien in Wien werden ihm dabei sicher geholfen haben. Die Verdienste von Arthur von Przyborski für Millstatt in den 18 Jahren seiner Amtszeit als Bürgermeister können nicht hoch genug eingeschätzt werden. Kein Bürgermeister vor ihm und auch keiner nach ihm war so erfolgreich wie er. Mit 77 Jahren legte er sein Amt nieder und starb 1948 mit 88 Jahren in Millstatt.

Die Weltwirtschaftskrise von 1929/30 und die 1000 Mark-Sperre für deutsche Urlauber ab 1933 ließen jedoch die Gästezahlen sinken und erreichten 1937 einen Tiefstand. Erst 1938, durch den Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich, nahmen sie bis in die ersten Kriegsjahre wieder zu. Nach dem Kriegsende im Frühjahr 1945 wurden fast alle Hotels von den englischen Besatzungstruppen besetzt und nach deren Abzug kamen Flüchtlinge aus den osteuropäischen Ländern, die untergebracht werden mussten. Denn durch die Übergabe dieser Länder von Winston Churchill, „dem großen Europäer“, an seinen Freund Stalin in der Konferenz von Jalta, etablierten sich dort für die kommenden 45 Jahre kommunistische Diktaturen, was bei der Bevölkerung eine Massenflucht auslöste. Als sich die Verhältnisse wieder normalisierten, wählte man in Millstatt einen neuen Fremdenverkehrsausschuß.

1964/65 schuf der geniale Architekt Dipl. Ing. Dr. Kurt Moritz aus der ehemaligen Stiftstaverne am Marktplatz ein Rathaus und 1970 daneben ein imposantes Kongressgebäude. 1967 begannen die Baumaßnahmen für eine Ringkanalisation, um die Badequalität des Seewassers zu erhalten. 1969 wurde das ganzjährig geöffnete Thermo-Ozon-Hallenbad in Betrieb genommen.

Und 1973 beschloß der Kärntner Landtag, die beiden, seit 1889 getrennten Gemeinden Millstatt und Obermillstatt wieder zu vereinen. So spannt sich ein weiter Bogen vom ehemaligen Klosterdorf aus der Jesuitenzeit des 18ten bis zum Kurort Millstatt im 20ten Jahrhundert und zeigt den ungebrochenen Optimismus seiner Bevölkerung, die die Fährnisse in den Jahren des Friedens und der Kriegszeiten mit viel Geschick aus eigener Kraft bewältigt hat.

Nach all dem Gesagten drängt sich doch die Frage auf, wodurch sahen sich so viele auswärtige Gäste veranlasst, sich gerade in Millstatt niederzulassen? Wie wir wissen, gab es auch anderswo vergleichbare Entwicklungen, etwa am Ossiacher- oder am Wörthersee. Was also ist spezifisch für Millstatt?

Meiner Ansicht nach in erster Linie seine kulturelle Vergangenheit, die Zeit der Benediktiner vom 11ten Jahrhundert bis 1469, der Georgsritter bis zum Ende des 16. Jahrhunderts und der Herrschaft der Jesuiten bis 1773 mit den erhalten gebliebenen Bauten aus diesen Zeiten. Allein die Stiftskirche dokumentiert diese Jahrhunderte in augenfälliger Weise, mit ihrer romanischen Grundstruktur, ihren gotischen Deckengewölben aus dem frühen 16. und der prunkvollen Innenausstattung im Jesuitenbarock des 17. und 18. Jahrhunderts.

Zudem bietet die nahe Umgebung von Millstatt ein reiches Erbe aus der Römer- und frühchristlichen Zeit, etwa die Reste der Römerstädte Aguntum bei Lienz oder Teurnia bei Spittal mit den Ruinen einer dreischiffigen Bischofskirche und einer zweiten Kirche mit vollständig erhaltenem Mosaikboden aus dem 5. nachchristlichen Jahrhundert. Bedeutend

auch die frühchristliche Kirche von Laubendorf, oberhalb von Millstatt. Ein liturgischer Kelch aus dem 5. Jahrhundert, sowie Pläne und Modelle im Stiftsmuseum dokumentieren diese Ausgrabungen. Im nahen Molzbichl stand im frühen Mittelalter das älteste Kloster Kärntens. Von der Innenausstattung der Klosterkirche haben sich zahlreiche Marmor- und Flechtwerksteine erhalten, darunter die figurale Darstellung eines bärtigen Oranten mit zum Gebet erhobenen Händen. Die Stücke repräsentieren das bedeutendste Ensemble von Flechtwerksteinen im Südostalpenraum.

Für Wander- und Bergtouren seien die Nockberge genannt, der Mirnock im Osten, die Reiseckgruppe im Westen, das romantische Maltatal oder der Mölltalgletscher, wo man den ganzen Sommer Schilaulen kann, bis nach Heiligenblut am Fuße des Großglockners oder zum Klettern in die Lienzer Dolomiten.

All das bietet, im Vergleich zu anderen Kurorten, Millstatt und seine Umgebung, man muß es nur entdecken.

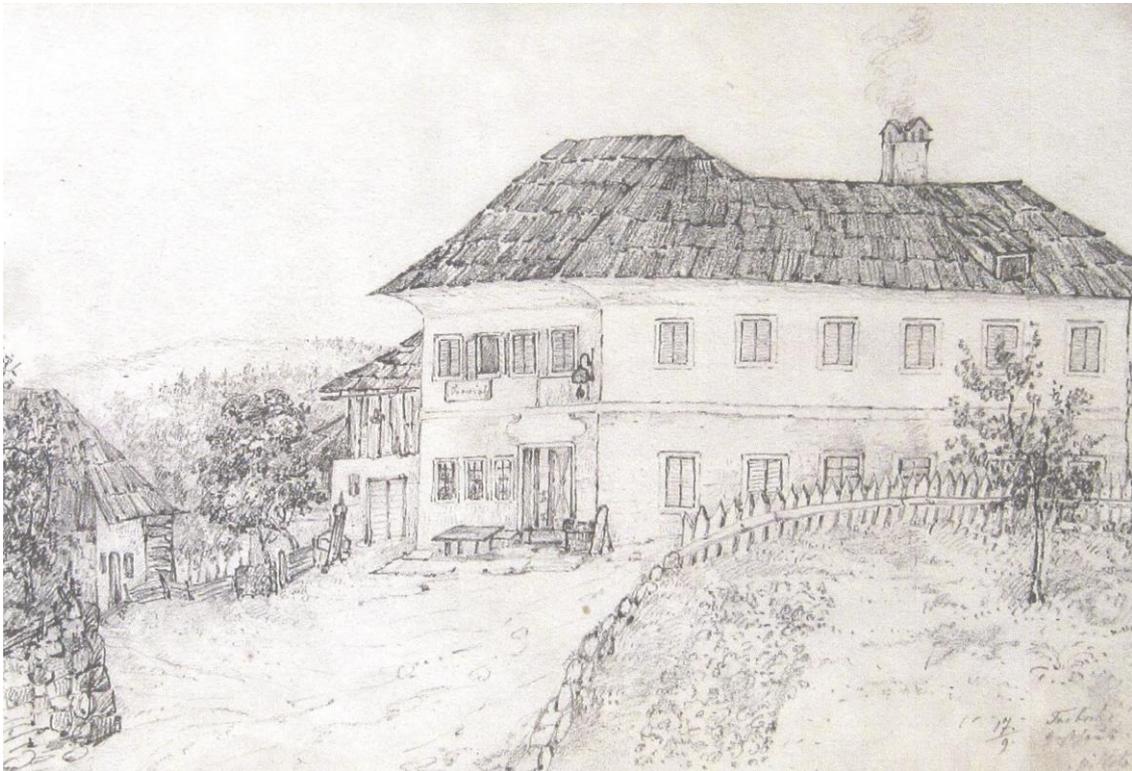


Abb. 1: Trebsches Gasthaus 1874 von Christine von Luschan (C.v.L.)

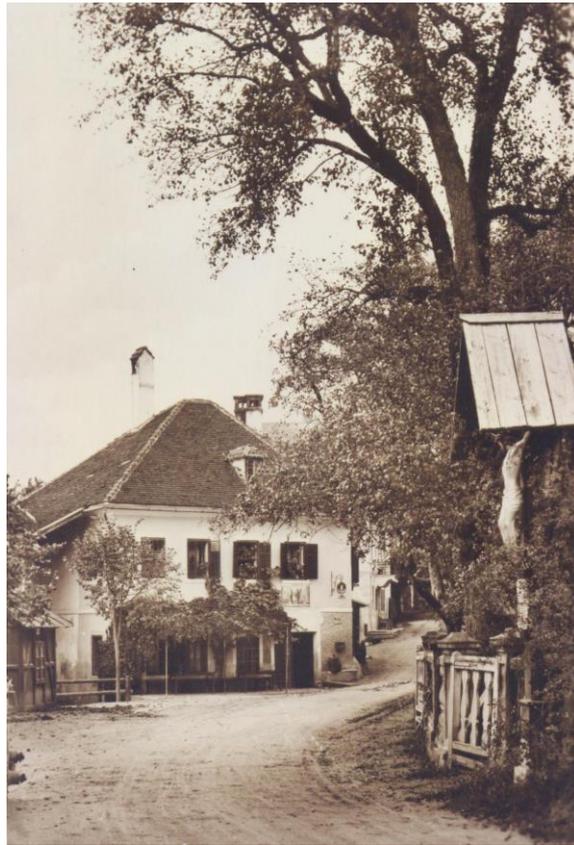


Abb. 2: Gasthaus zum Seewirt

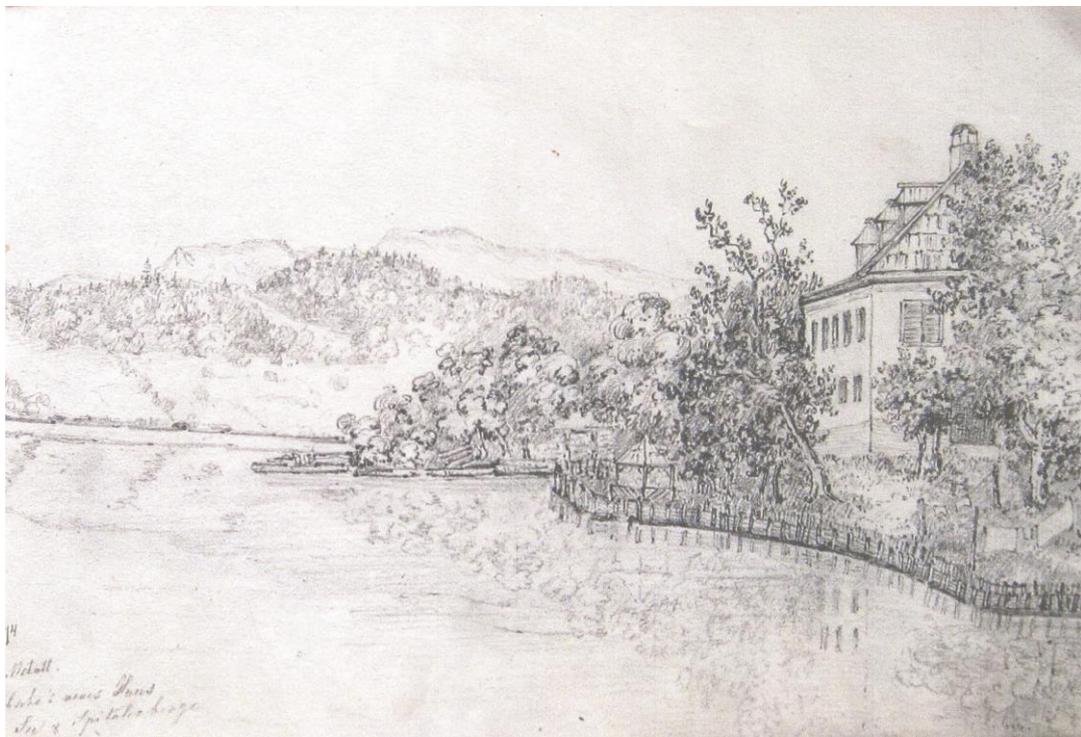


Abb. 3: Trebsches Neues Haus am See 1874 von C.v.L.

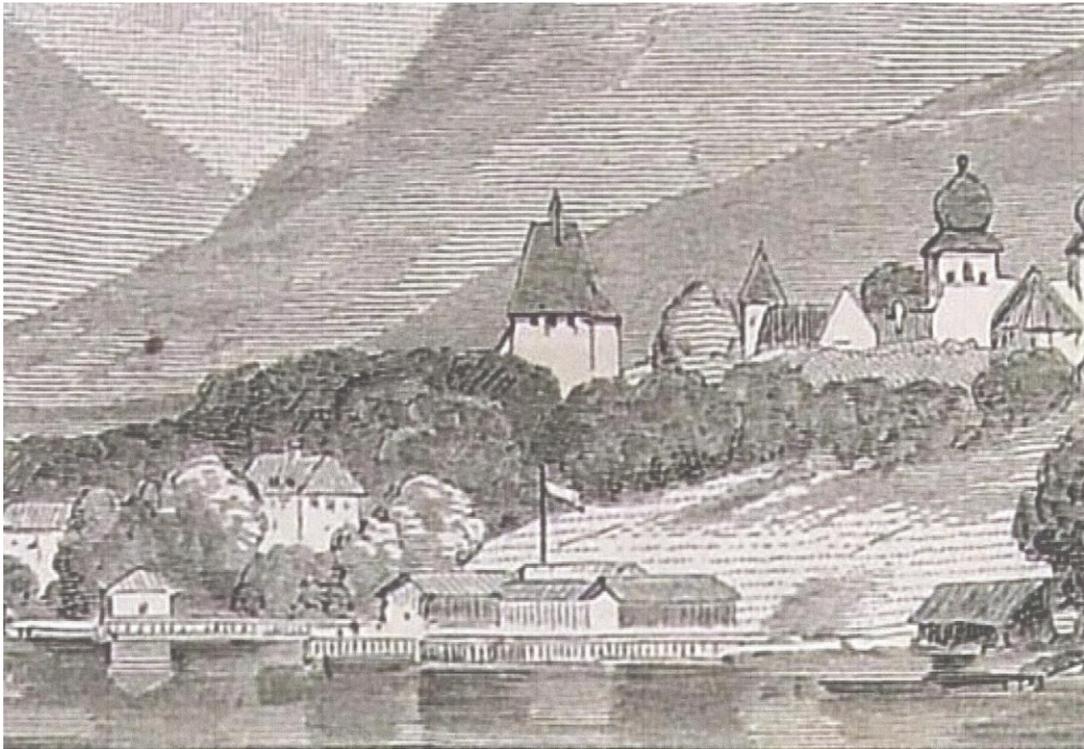


Abb. 4: C.v.L. 1875: Millstatt, ganz rechts die Badeanstalt von Trebsche



Abb. 5: Bade- und Schwimmanstalt Marchetti



Abb. 6: Hotel Burgstaller / Millstätter Hof



Abb. 7: Kaufhaus „Johann Fauner's Neffe Hans Rieder“



Abb. 8: „Vermischte Warenhandlung seit 1822“



Abb. 9: Hotel Marienhof



Abb. 10: Genealogie Fauner – Rieder

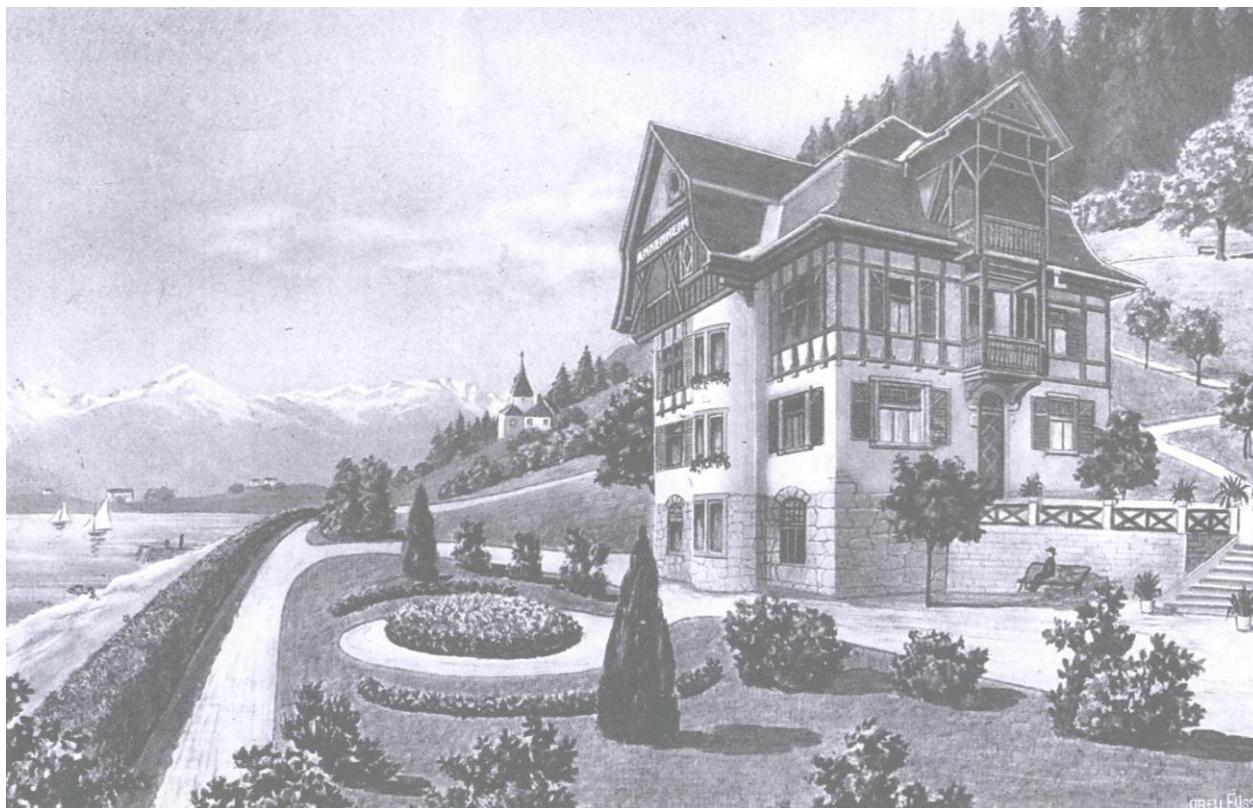


Abb. 11: Pension Annenheim von Karl Silbernagel

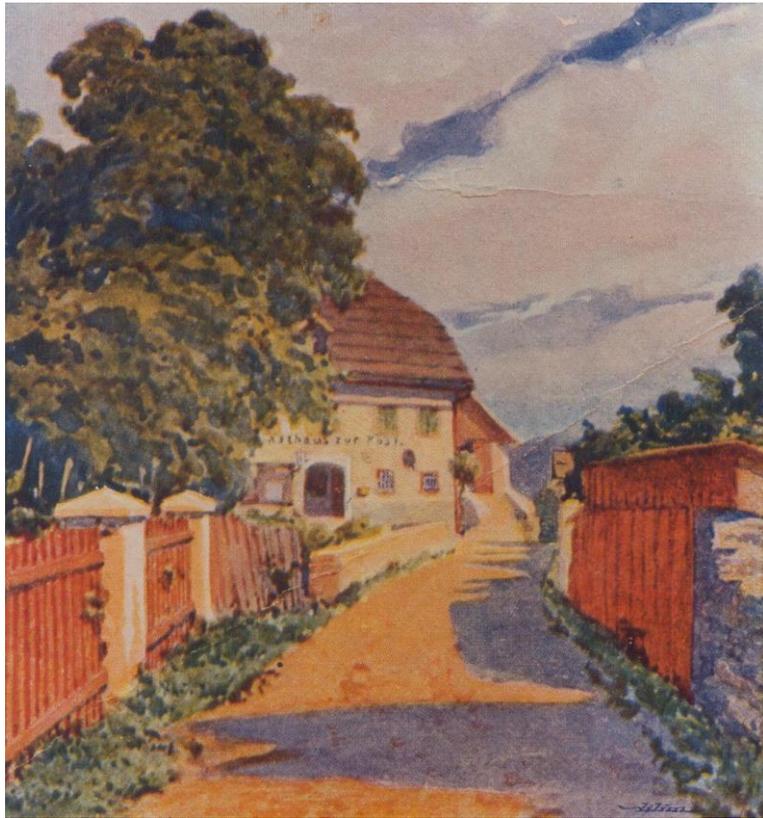


Abb. 12: Gasthaus zur Post



Abb. 13: Hotel Post, seit 1900



Abb. 14: Villa Forellenheim und Villa Bacher



Abb. 15: Hotel Forelle, Familie Aniwanter



Abb. 16: Hotel Posthof, Familie Collaud



Abb. 17: Villa Margarethe



Abb. 18: Villa Carina



Abb. 19: Hotel See-Villa und Altdeutsches Haus



Abb. 20: Rudolf Schürer von Waldheim



Abb. 21: Erzherzog Carl Ludwig



Abb. 22: Erzherzogin Valerie

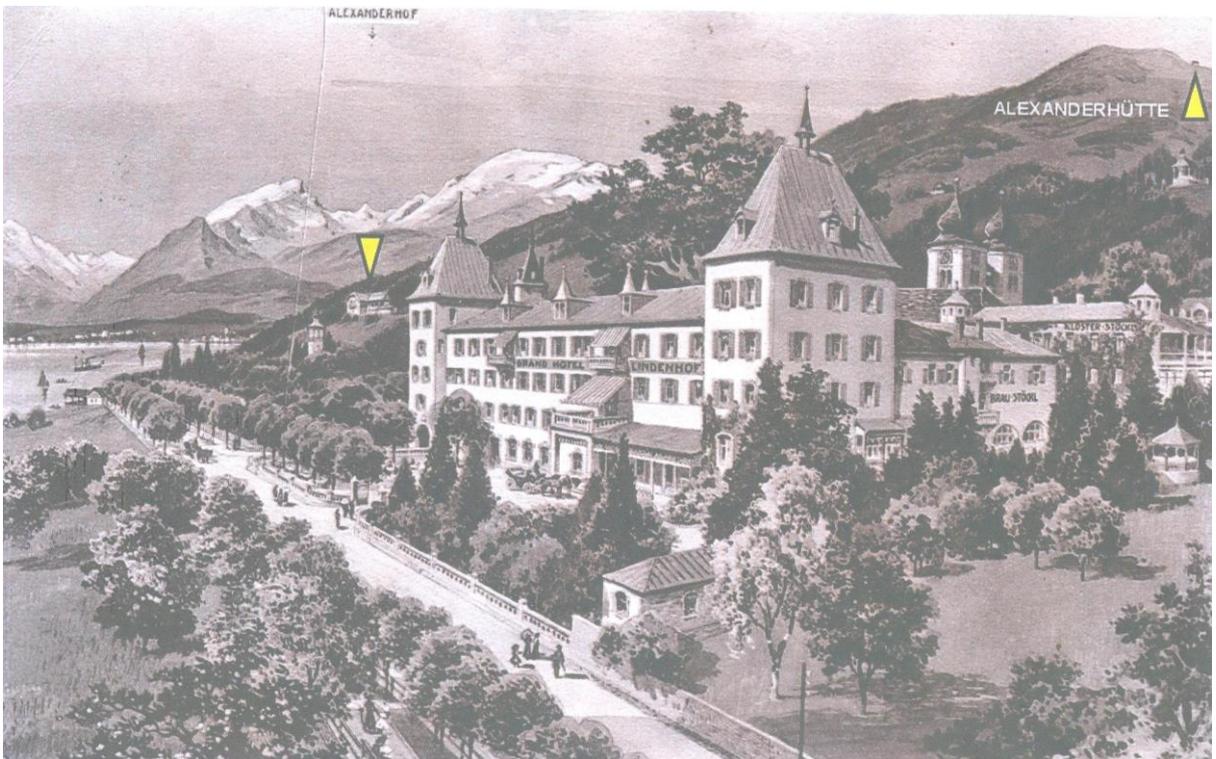


Abb. 23: Hotel Lindenhof 1901 mit Alexanderhof und Alexander Hütte

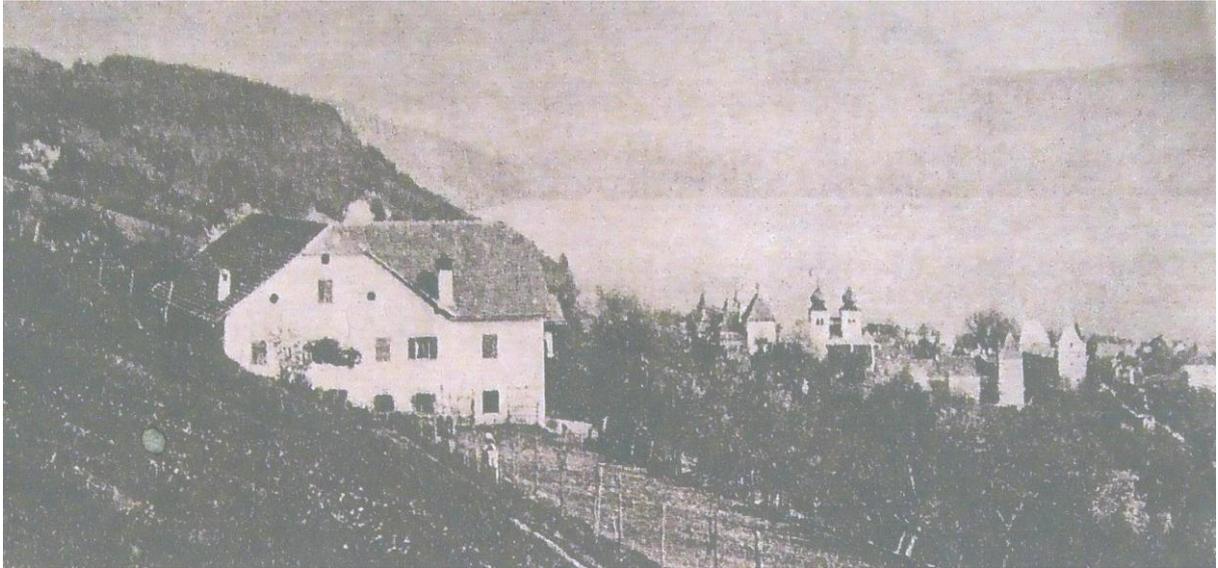


Abb. 24: Alexander Hof um 1930



Abb. 25: Alexander Hütte



Abb. 26: das Grand Hotel Lindenhof in den 30er Jahren



Abb. 27: das Parkschlößl (Schwarz-Villa)



Abb. 28: C.v.L. 1876 : Vorgängerbau der Villa Felicitas



Abb. 29: Villa Felicitas, erbaut 1884, abgerissen 1960/61



Abb. 30: Prof. Dr. Felix von Luschan mit Frau Emma von Hochstetter



Abb. 31: Hotel Seefried erbaut 1930, abgerissen 1959



Abb. 32: Villa Margarethe



Abb. 33: der Dampfer „Margarethe“



Abb. 34: Notar Oskar v. Luschan mit Frau Margarethe Etzerodt und Sohn



Abb. 35: die Villa Waldheim



Abb. 36: Die Freunde von Margarethe von Luschan in der Villa Waldheim:
Johanna Baronin Krauß, Felicie und Dr. Max Schürer von Waldheim

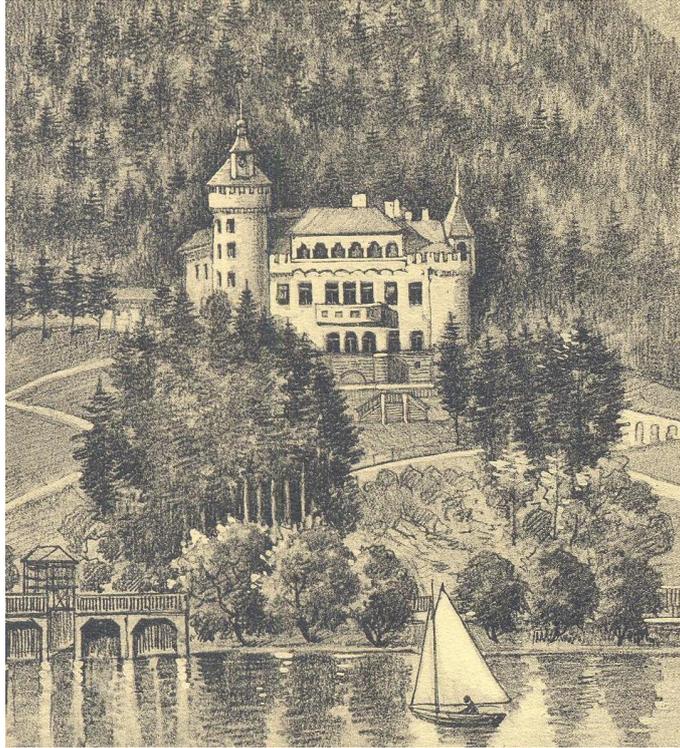


Abb. 37: Schloß Heroldeck



Abb. 38: Villa Streintz



Abb. 39: Hotel Postillon und Geyer Villa



Abb. 40: C.v.L. 1874: "Hofgarten, Sommerhäusl und Staudach-Weber"



Abb. 41: spätgotischer Wehrturm im Barbara Egger Park



Abb. 42: seit 2010: das Romantikhôtel Staudacherhof



Abb. 43: Villa Paumgarten / Hertenagel



Abb. 44: Villa Paumgarten / Hertzog

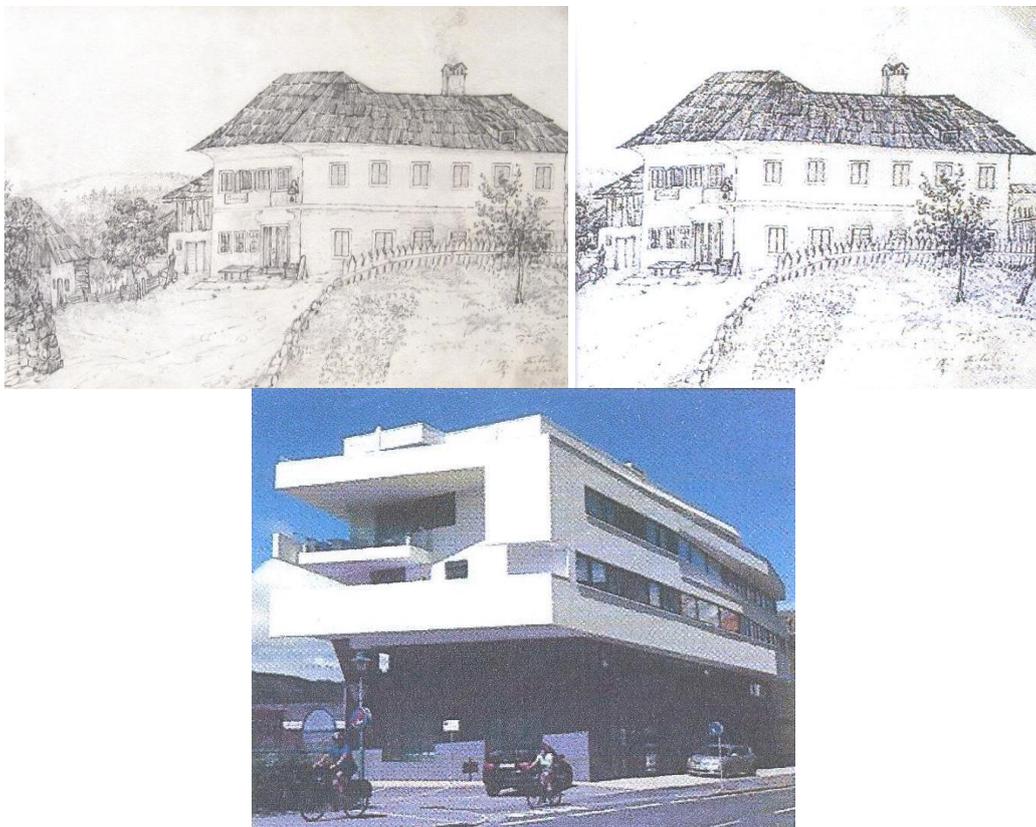


Abb. 45: 3 Fotos zu Stilwandel: Trebsches Gasthaus / Gasthaus Seewirt



Abb. 46: Villa Kantor um 1900 („Schlossvilla“)



Abb. 47: Jausenstation in der Laggerbucht



Abb. 48: Millstätter Hütte 1908 mit Familie Dr. Mathias Laggner



Abb. 49: Pesentheiner Hube um 1887



Abb. 50: der Rosenhof in Pesenthein seit 1952



Abb. 51: Maria Victoria Comtesse Attens-Heiligenkreuz mit 22 Jahren



Abb. 52: Marie Victoria Marquesa Pallavicino mit 72 Jahren



Abb. 53: Rosenhof 1958: Marquesa und Marquese mit Familie Mansbart

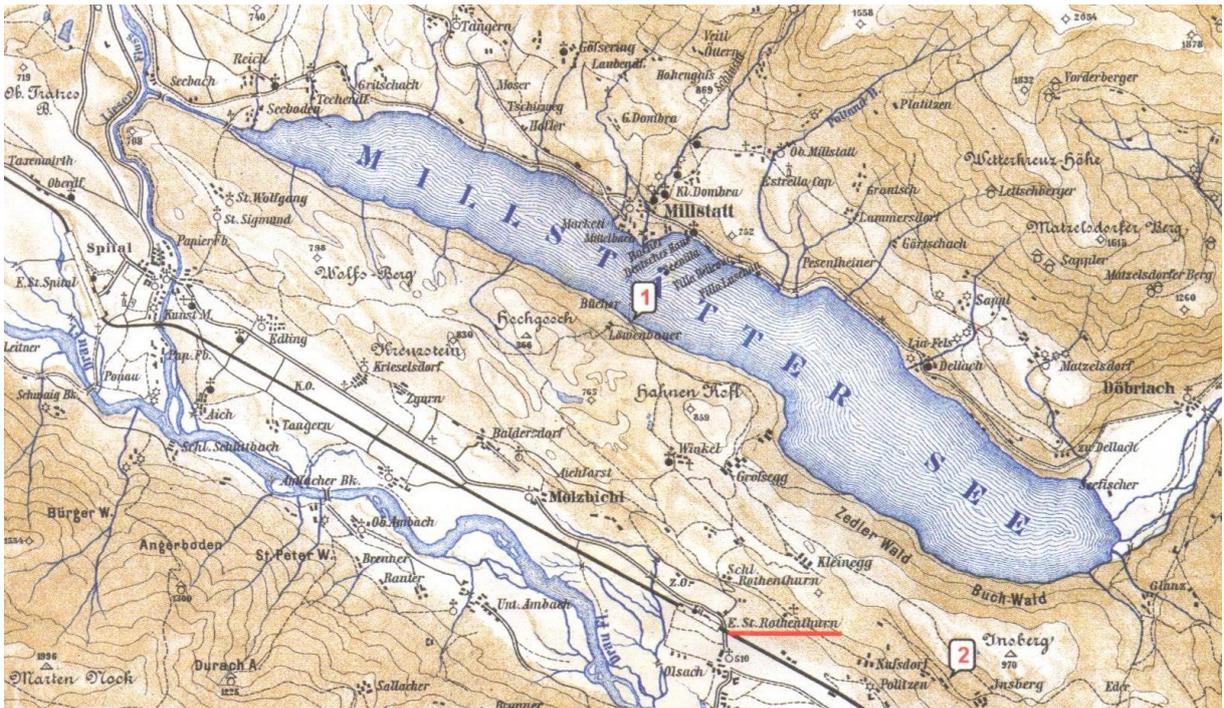


Abb. 56: Wanderkarte von 1887 mit Fährverbindung nach Millstatt

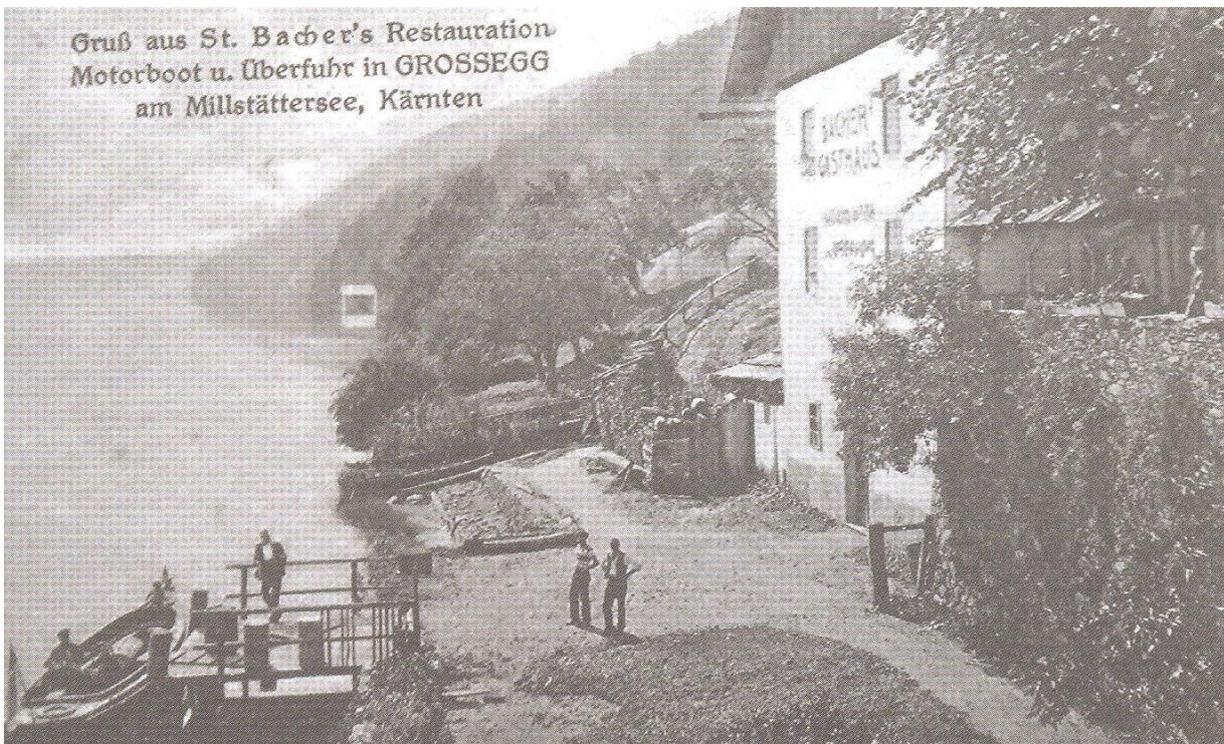


Abb. 57: Gasthaus und Fährstation Bacher



Abb. 58: Villa Schneyder



Abb. 59: Villa Kantor („Schloßvilla“)



Abb. 60: Restaurant Laggerhof